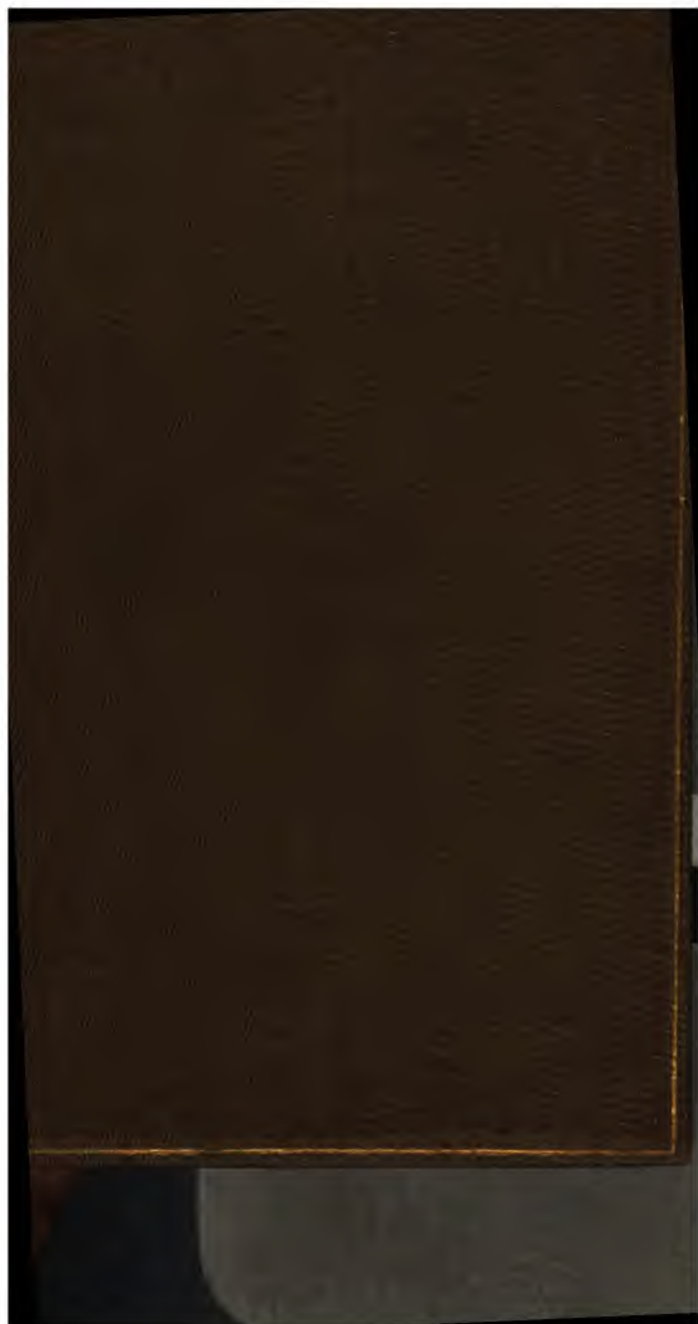
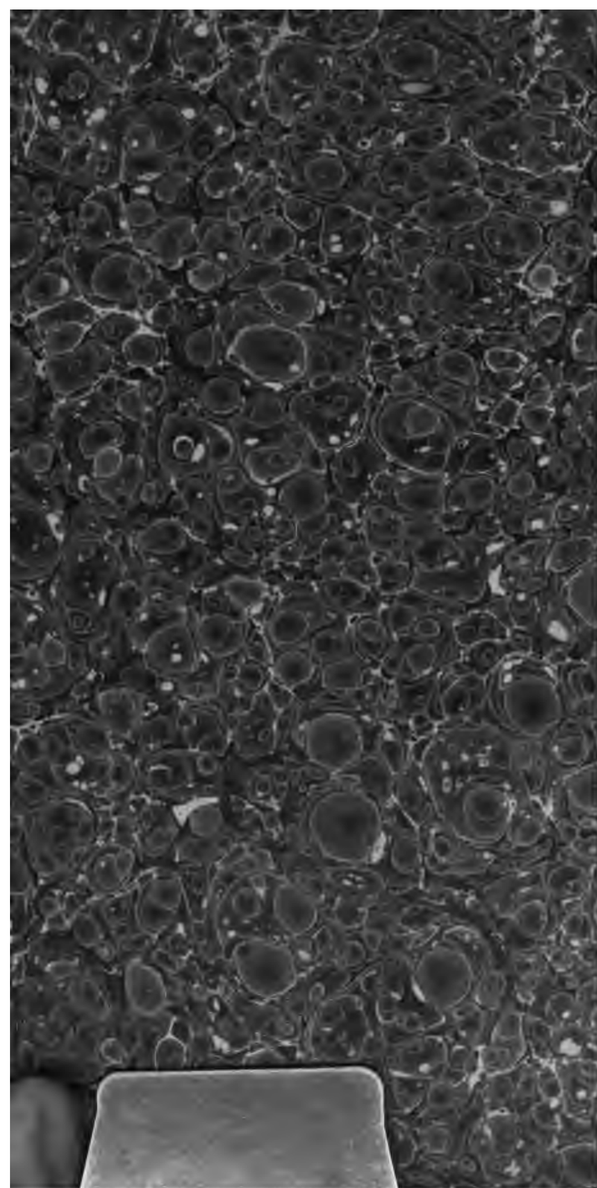
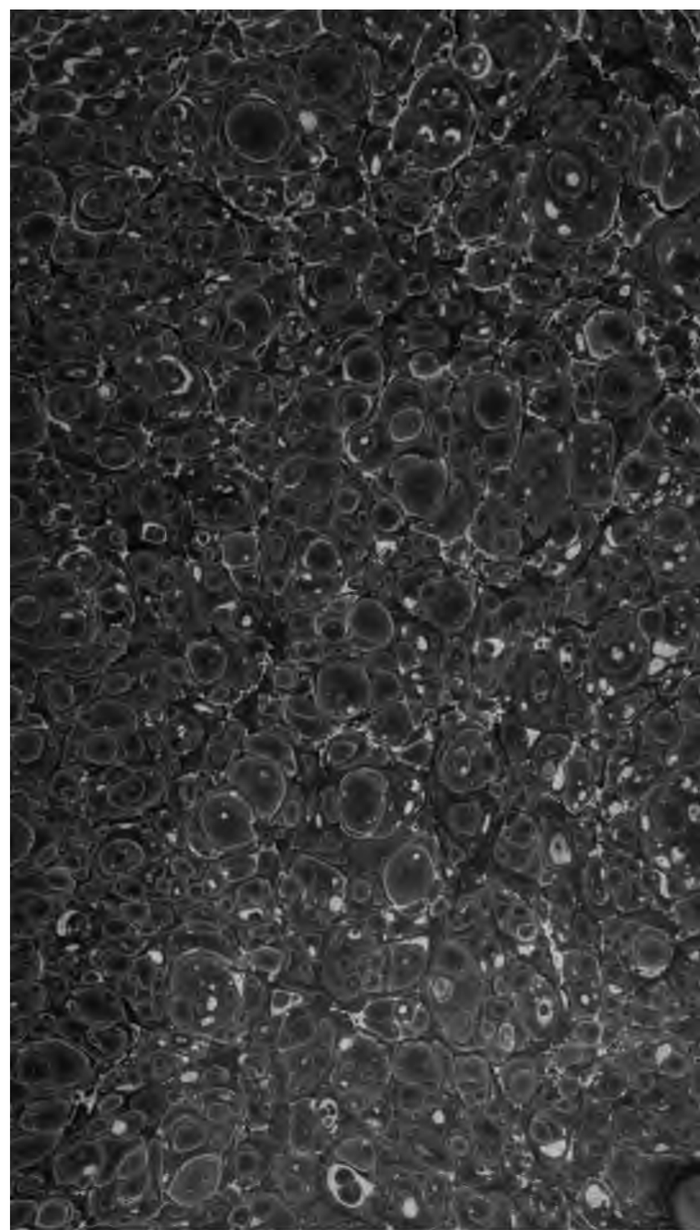






Dup.

Götter, Helden, Don Quixote.

Götter, Helden, Don-Quixote.

Abstimmungen
zur
Beurtheilung der literarischen Epoche.

Von
Karl Gutzkow.

Hamburg,
Hoffmann und Campe.

1838.

Vorwort.



Indem ich diese unter verschiednen Eindrücken verfaßten Artikel zusammenstellte, ward ich selber von einer Einheit derselben betroffen, die ich in sie nicht hineingelegt hatte. Ich fand, daß der Refrain aller dieser Artikel die Mißstellung der Literatur zu den öffentlichen Thatsachen ist, mochte die Klage nun in meiner Auffassung, oder, was eben so oft wiederkehrte, in den behandelten Gegenständen selbst liegen. Hier unterliegt der Dichter der Unbill prüder Beurtheilungen seiner Werke; dort stirbt eine Hoffnung, wie ein in voller Blüthe stehender Baum, der einen plötzlichen verspäteten Winterfrost nicht ertragen kann; eine gewaltige Kraft vergeudet sich an dem vergeblichen Kampfe gegen die nüchternen Rücksichten der bürgerlichen Ordnung; ein Maler

ahnt das Ideal, ohne es lebenvoll beschwören und meistern zu können; ein Publizist geräth nach vielen heitern Parallelen, die sein Geist mit den Verhältnissen zog, plötzlich in Widerspruch mit dem Weltlauf oder auch nur in Widerspruch mit Ansichten, die von ihm als Beamten eines Staates vorausgesetzt werden; ein Dichter seufzt unter einer Fluth von bürgerlichen Geschäften, welche eine Lebenstaktik und eine öffentliche Haltung bedingen, die der eigentlichen warmen Regung seines Herzens schmerzlich, aber aus offiziellen Rücksichten still widersprechen; ein Andrer findet dort Kälte, wo er Liebe, dort Widerspruch, wo er Uebereinstimmung voraussetzte; er hat dieselben Ideen, wie die Männer seiner Partei, aber er motivirt sie anders und verknüpft mit ihnen Vorstellungen, welche Jenen wieder bedenklich scheinen; ein großer Stylist findet sich vom Staate, dem er ehrgeizig dienen möchte, zurückgesetzt und tröstet sich mit der Erinnerung früherer Zeiten, wo dem Talente eine unmittelbarere Einwirkung

auf die öffentlichen Dinge gestattet wurde, und wo Fürsten und Staatsmänner nicht verschmähten, zu den Füßen geistreicher Aspasien zu sitzen. Hier wieder ein Andrer, den der Staat nicht bloß ignorirt, sondern den er sogar verfolgt; dort ein Zorniger, der eine philosophische Grammatik des Styls zu schreiben vorgibt und unter den Anakoluthieen eigentlich Regierungsmaximen versteht. Ein Andrer möchte an demselben Staate, der ihn der Lüge zeiht, grade eine Wahrheit werden, und hält seine Anstellung als Muskau'scher Staatsgefangener für eine Gnade, der bald der Legationsrathstitel folgen werde. Des Abenteuerlichen wird immer mehr. Ein junger Neuling schreibt deßhalb gegen Metternich, weil er hofft, jeden Augenblick könnte ein Courier kommen, um ihn an Gentzens Stelle zu berufen; ein Jude philosophirt wie ein Christ, ohne sich taufen zu lassen; ein Feind der Preßfreiheit will die Presse durch die Censur veredlen und den Staat zum Intestaterben des Cicero und Livius machen, ohne dessen Willen

keine neue Auflage des Cicero und Livius mehr erfolgen kann, es sei denn, daß der Staat dafür das Honorar bezogen hätte; und über all dies Gewühl und Narrenthum spricht ein Letzter, Prof. Steffens, seinen norwegischen Hexensegen und schlingt um alle Parteien den gefährlichen Strick der Revolution, der dem Lärm und Treiben ein criminelles Ende macht.

Dies die Einheit des Buches — und wahrlich, sie ist schmerzlich genug! Vielleicht findet sich ein philosophischer und freimüthiger Kopf, der von Alledem, was hier nur als Erscheinung auftritt, außer den von mir bezeichneten individuellen, auch noch die historischen und im allgemeinen Zeit-Zusammenhange zu erfassenden Ursachen anzugeben versucht.

K. G.

Inhaltsverzeichniß.

I. Götter.

II. Helden.

III. Don-Quixote.

I.

Götter.

I.

Percy Bysshe Shelley.

(Geb. 1792. Ertrank im Meere 1822.)



Vor dem Posthause in Pisa stand im Jahre 1820 ein schöner, langaufgeschossener, aber kränklich aussehender Englishman und fragte, ob nichts für ihn poste restante angekommen wäre?

Wie heißen Sie? fragte der Postoffiziant.

Shelley!

In dem Augenblick erhielt der Engländer einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf, nachdem er kaum gehört hatte, daß ein hinter ihm stehender Landsmann ausrief: Was, Sie sind der Gotteslaugner? Der Elende entlief. Shelley war besinnungslos niedergesunken. Als er sich erholte, lechzte seine gekränkte Ehre nach Rache. Er hört, der Fremde sei nach Genua

abgereist. Er eilt ihm nach; er will für die gemeine Mißhandlung Genugthuung haben. Er findet ihn nicht: er ist außer sich über den Schuft, bis er hört, daß er nach Lissabon gereist war. Es war ein englischer Lieutenant in portugiesischen Diensten. Was sollte Shelley thun? Leidend, hinfällig, sah er dem Tode, der ihn später in den Fluthen des mittelländischen Meeres ereilte, längst schon mit gebrochenen Augen ins Angesicht. Er ertrug und verwand seinen Schmerz. Der Mann von Geist hat gegen die Brutalität keine andere Waffe, als Stillschweigen, Mitleid, Verachtung.

Und diese Anekdote kann uns auch schnell vergegenwärtigen, wer Percy Bysshe Shelley war, wenigstens wofür er in der öffentlichen Meinung galt. Er galt für einen Gotteslàugner, für einen Gegner des Christenthums. Seine Braut wurde ihm entrissen, als ihn dieser Ruf zu verfolgen anfing, sein Vater, ein außerordentlich

reiches Glied der englischen Aristokratie, verstieß ihn und ließ ihn darben, hungern sogar; die Kinder einer Ehe, welche er schloß, weil sein Herz einer Anknüpfung bedurfte, und welche Scheidung trennen mußte, wurden durch Beschluß des Lordkanzlers von England aus seiner Nähe genommen; er floh, verfolgt von den Verwünschungen der Prüderie und der Trägheit der Masse, nach Italien, ein brutaler Lieutenant wollte ihm den Hirnschädel einschlagen; er hatte die ganze Welt gegen sich, die ganze Kritik, die Kirche, den Staat, die Gesellschaft, den Vater und die erste Geliebte gegen sich, er hatte nichts als eine zweite Gattin, die einen Geist besaß wie Georg Sand und selbst köstliche Dichtungen giebt, nichts, als einige spärlich gesäete Verehrer, zwei oder drei Freunde, unter ihnen aber einen, der ihn anbetete, Lord Byron.

Wenn irgend das Leben eines modernen Dichters — denn das war Shelley und der ge-

nialste! — die Stellung des originellen Gedankens und der schöpferischen Phantasie, unserem schroffen, egoistischen und an Vorurtheilen haftenden Zeitalter gegenüber, vergegenwärtigen kann; so ist es das Leben Shelleys. Er war ein Sohn der Zeit, wie keiner, und seine Mutter, grade unser materielles leichtsinniges Jahrhundert, stieß ihn von sich, wenn er sich auf sie berief, sich nach ihrem Namen nannte und die Maale zeigte, an welchen er erkannt sein wollte. Er trug, wie keiner, den Fluch einer Epoche, die nur von Gährungen und halben Ahnungen bezeichnet wird, den Fluch des Mißverständnisses und einer dem Neide und der Intrigue gar leicht möglichen Entstellung seiner edelsten Träume und Absichten. Er konnte sich nicht vertheidigen. Denn was läßt sich der Menge Vernunft predigen, der Menge, die nur nach Stichwörtern hört, die von stereotypen Ausdrücken nicht läßt, die nur schwarz oder weiß sehen will und von den

Farben des Regenbogens der Ideen nichts versteht! Shelley galt als Atheist, als Gegner des Christenthums, als ein Ungeheuer; welche Waffe hatte er? Konnte er rufen: Von Allem, was ihr sagt, bin ich das Gegentheil; nur die Freiheit meiner Dialektik, in der ich erst meine Ueberzeugung die Feuerprobe bestehen lasse, nur mein Genius ist es, der euch beleidigt, den ihr nicht enträthseln könnt! Er konnte es nicht. Er konnte nicht sagen: Ich, Shelley, bin ein armer leidender Mann, der nach Klarheit und Offenbarung ringt; ich bin empfindsam, wie die Sinnpflanze; ich bin Idealist in einem Grade, wie es Plato nicht war; ich sehe Gott in jedem, was Leben verräth; ich finde in der Natur die ewig geöffnete Pforte des Himmels; ich bin ein schwaches Rohr, das vom Zugwind seiner Zweifel hin und hergeweht wird; schmachte nach Liebe, Hingebung; ich opfre all mein Vermögen Armen und Hilfeflehenden; ich schreibe nicht des Ruh-

mes wegen, sondern um mir genugzuthun; ach und ich will aufhören, da ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichster; dämmere dem Tode entgegen und werde von Visionen geängstigt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich sah mich selbst, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verschlungen werden und schrecklich sterben, wie ich freudenlos gelebt habe!

So konnte Shelley selbst nicht sprechen. So spricht nur der, der ihn näher kannte, so spricht sein Leben, sein Tod. Erst die Grabschrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cästius in Rom zu lesen ist, ein treues Herz, cor cordium, eine liebe, gute, treue Haut, nennen. Byron nannte ihn so. Das atheistische Ungeheuer, vor welchem sich die Basen und Reviews Englands kreuzigten, war ein schwaches, liebes Kind, das sich in Augenblicken der Gefahr zur muthigsten

Elastizität emporschnellen konnte; sonst aber sanft und gut wie ein Frauenzimmer war, abergläubisch sogar, religiöser jedenfalls als die Bischöfe von Oxford und Exeter. Im Leben konnte das niemand von ihm beweisen. Erst sein Tod und die unverfälschten Thatsachen, die der Gedächtnißrede seiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derselben Lage; allein diese Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an seinen Gegnern, er schwang seine satyrische Geißel über die, die ihm mißwollten. Konnte er nicht ganz England durch seine Verse in den Belagerungszustand der Poesie versetzen, so nahm er Repressalien an Italien, an den Frauen, an Menschen, die ihn nicht verstanden, die nur sein Geld, seine Hunde und seine aristokratischen Manieren zu schätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er seinen Aerger austoben konnte. Allein Shelley,

dem man nicht so sehr die Unsittlichkeit, als die senkrechte Gotteslängnung vorwarf, mußte denselben Aerger in sich selbst verwinden. Er tobte sich nicht in den Leidenschaften aus. Er ertrug die Mißgunst der Welt und lebte, je mehr sie ihn von sich stieß, desto mehr in sich hinein. Sein Weib verstand ihn; sie war auf der Höhe seiner Ideen; ein seltnes Glück beim Dichterunglück. Er hatte Frieden in den Kreisen, die ihm die nächsten waren. Das gab ihm den Muth, so viele üble Nachrede zu ertragen und seinem ätherischen Genius treu zu bleiben. Shelley hatte eine Seele wie Ariel.

Wie Ariel war auch seine Poesie. Luftig und ätherisch flattert sie, wie die Libelle über dem Bache. Seine Gedanken zitterten, wie die Flamme des Lichtes zittert. Er war, wie die Lerche, immer im Steigen begriffen, wenn er sang. Er wußte die Poesie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falsche mo-

deme Richtung ist, nicht anzuknüpfen, sondern er mußte Grundlagen für seine Anschauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehörten. Nachdenken entzündete seine dichterische Begeisterung, die Anschauung lieh ihr erst die Worte, deren sie sich bediente. Alles, was er sang, ging von einer hohen Idee aus; die Form erst schöpfte er aus der Natur, die ihn umgab. Er wußte der Natur aber Alles zu entlehnen und abzulocken, was sie Poetisches nur enthält. Er kannte das Wesen der Blumen und Steine, er löste von Allem, was er sah, ein Bild für seine Dichtungen ab. Die schönsten Gleichnisse strömten ihm in üppiger Fülle zu. Er konnte in Bildern ebenso lieblich wie großartig sein. Schwollen die Anschauungen, hoben sich die Gedanken, so ward er in seinen Formen gigantisch. Er brauchte Bilder, wie Aeschylus, dem er in der Tragödie nachstrebte. Es ist, als sähe man das heiße Afrika eines Hannibal über

das Eis der Alpen ziehen. Oft erhoben sich seine Formen so hoch, daß man ihm nicht folgen konnte, sondern wie einen Luftball ihn allmälig aus dem Auge verlor. Ich weiß nicht Englisch genug, um meiner Charakteristik der Shelley'schen Poesie Vollständigkeit zu geben. Aber ich ahne ihre zarte Mischung von Sentimentalität und Metaphysik und glaube allerdings gewiß zu sein, daß sie der äußern plastischen Gestaltung ermangelte und in den zu erhabenen Stellen mit den obern Luftschichten der Atmosphäre zuweilen eine gleiche Wirkung hat, nämlich die, daß man erfriert. Indessen rühmt Byron das Talent seines Freundes für das Drama und sagt: die Cenci Shelleys sind das beste Trauerspiel, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat und Shakespeares nicht unwürdig.

Die Cenci betreffend, so leitet sie Shelley mit tiefen Bemerkungen über den dramatischen Charakter, über Moralität der Poesie und ähn-

liche Fragen ein. Der Gegenstand ist bekannt. Ein römischer Patrizier, Cenci, ein Wüstling, der sich vor seinen eignen Kindern nicht sicher glaubt, wirft in verbrecherischer Leidenschaft sein Auge auf seine eigne Tochter und reizt diese durch die ihr angethane Schmach, den Vater ermorden zu lassen. Die That wurde entdeckt und sie mit ihren Mitschuldigen zum Tode geführt. Beatrice Cenci ist der Mittelpunkt der Tragödie, die füglich nach ihr hätte benannt werden können. Ihr Unglück, ihre Verzweiflung, ihre Rache und die Verschlagenheit, mit der sie sich gegen die Anschuldigung des Mordes zu rechtfertigen sucht, sind meisterhaft geschildert. Wenn das Trauerspiel im Allgemeinen zur Lektüre geeigneter ist, als zur Darstellung, so liegt dies in der negativen Charakteristik der übrigen Personen. Sie entwickeln wenig drastische Leidenschaft, sie sind fein gezeichnet, sie entsprechen menschlichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, allein sie bewe-

gen sich in keiner schlagenden und raschen Thätigkeit, sie haben nicht einmal sichre Zwecke, die sie erreichen wollen. Der Vater, Graf Cenci, ist gleichfalls mit origineller Wahrheit hingestellt, und auch wirksamer, als die übrigen, Beatrice ausgenommen. Die Sünde im Bunde mit der Frechheit hat der Dichter in krassen aber naturgetreuen und die Schranken haltenden Situationen gezeichnet, Lästerung und Bigotterie liegen auf einer vom Weinrausch lallenden Zunge. Ein Schauspieler, der diesen Charakter richtig wiederzugeben wüßte, müßte die satanische Originalität mancher Menschen gründlich studirt haben. — Zu den Vorzügen des Trauerspiels gehört die natürliche Sprache desselben. Shelley vermied absichtlich die lyrischen Ueppigkeiten, welche heutigen Tages grade bei talentvollen Dichtern das Drama so unwirksam machen. Er wußte, daß die Größe Shakespeares nicht in seinen verblümten, oft schwülstigen Redensarten, sondern in der

Sorglosigkeit, so oft sie ihn beschleicht, in der Familiarität des Ausdrucks liegt. Nichts weckt die Sympathie mehr, als wenn sich die Gestalten des Dichters ihm ganz analog, ganz ebenbürtig bewegen, wenn sie die Sprache Aller reden und nicht etwa eine Staats- und Sonntagssprache, die nur das Zeichen des Ungeschickes zur Poesie ist.


BIBLIOTHECA · BODLEIANA

II.

Georg Büchner.

Um die Wehmuth zu verstehen, welche diesen Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutschen Dichter durchbebt, denke man sich eine Freundschaft, die aus der Ferne, ohne persönliche Begrüßung, nur durch wechselseitige Bestrebungen, durch gleiche Gesinnungen hervorgerufen, und durch das Band thatsächlicher Ideale zusammengehalten wurde! Man wechselt Briefe und Zusprüche, man tauscht seine Zukunft aus und schüttet ein reiches Füllhorn lachender, dreister Hoffnungen sich einander in den Schooß; man spricht sich in trüben Stunden Muth zu und malt sich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir selbst vom Winde, der sich dreht,

gefaßt werden dürften; man hofft auf persönliche Begrüßung und gibt sich Kennzeichen, wenn man sich plötzlich begegnen sollte. Ein solcher Gemüth und Geist bewegender Verkehr dauert ein Jahr; da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der Eine bestellt sein Haus, der Andre rüstet sich zu einer Reise und neuen Lebensbahn. Der Briefwechsel stockt. Man ist ohne Sorge über den still fortglimmenden Freundschaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo sich das Echo der tausend Tagesgerüchte, der Irrthümer und der Verfolgungen in Zeitungen durchkreuzt. Man ergreift sorglos eine derselben und liest, daß der Freund, der hoffnungsvolle, strebende, muthige, schon seit Monaten hinübergegangen ist in das Reich des Friedens, sanft entschlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöscht aus dem jungen Nachwuchsregister unsrer Hoffnungen, todt — ja mehr als todt — schon seit Monden verstorben!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem strebenden Jünglinge aus Darmstadt, dessen Freundschaft ich mir durch die That erworben hatte und der sie mir leistete mit vollem, ideenreichem Herzen, ging es mir mit einer Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenspiel am Sonnenlicht gespiegelt hätte, die die volle Ahnung eines nicht blos genießenden Frühlingslebens in sich trug, sondern auch das Versprechen eines durch außerordentliche Fähigkeiten gesicherten Gewinnes für seine Nation. Noch glaubt' ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältnissen sich losringend zu wissen; und in dem Augenblicke barg ihn schon der kühle Schooß der Erde. Ich sah ihn seine Waffenrüstung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten schmücken — und schon schlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widersprüche versöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Asche verwandelt ist. Mein Herz bebte vor Rührung.

Ich kann jenes tiefe, grausame Weh verstehen, auf dem Todtenbette mit seiner Liebe zum Leben und seinen Zukunftsträumen zu ringen, sich trennen zu müssen von dem Großen und Edlen, was man noch von sich bewahrheiten und bewähren wollte, und in jener Hand, die sich eben ausstreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden Tod zu fühlen! Junger Kämpe, vielleicht warst du ergeben, als sich die Sinne und dein Bewußtsein lösten, vielleicht lächeltest du, schon verklärt über der Menschen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachtest selig, daß Alles eitel wäre, daß auch die Irrthümer, die du bekämpfen wolltest, ja selbst die Dichterträume, die wie Lorbeer schon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit zerschellen und wie bunte Farben sich in Vergängliches auflösen. Vielleicht vermißtest du, schon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber sie sind ihn dir schul-

dig; sie müssen dein Andenken mit frischem Rasen belegen und einen Kranz von Immergrün um das bescheidne Kreuz hängen, welches deine Grabstätte bezeichnet. Du gehörtest in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menschen, die du haßtest, sollen wissen, wer du warst; und die du liebtest, sollen hören, was sie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unsrer neuern schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von ältern und jüngern Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sahe. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt am Main nach Literaturart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob sie gleich jüdischen Inhalts waren, dennoch von der evangelischen Kirchenzeitung kanonisirt

werden sollten. J. Jacoby war dies. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete:

Mein Herr!

Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigne Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen ver-

hindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Allmosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn S.. zu empfehlen, und sogleich zu antworten. ..

Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Ge-

danken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner.

Dieser Brief, den ich abdrucke, um gleich ein Bild von der Aufregung des Charakters zu geben, dessen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um seine noch lebenden, ver-

möglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affektation und das unmotivirte Elend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuscript zu lesen. Es war ein Drama: Dantons Tod. Man sahe es der Produktion an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, dessen künstlerische Durchführung der Dichter abgesetzt hatte. Die Scenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. Es war die ängstliche Sprache eines Verfolgten, der schnell noch etwas abzumachen und dann sein Heil in der Flucht zu suchen hat. Allein diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen scharfen Umrissen schnell, im Fluge, an die Wand zu schreiben. Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch

jenem nicht, nur bloß Gesinnungen und Ueberschweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigstens eine in der Eile versuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichsten Stahlquelle der Natur fließenden krystallhellen und muntern Worte. Dantons Tod ist im Druck erschienen. Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl davon, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers.

Kaum hatte Georg Büchner einen Erfolg, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im Frankfurter Journal folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt, vor seiner Familie sogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick be-

fürchten mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückseligen politischen Wirrnisse verwickelt, welche die Ruhe so vieler Familien untergraben, so vielen Vätern ihre Söhne, und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn Verdacht oder eine vorliegende Beschuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man versicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen nicht fremd gewesen. Vielleicht hatten ihn auch nur seine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab sich, daß Büchner die Partie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg versprochen; das Exil, für Andre eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er gestand mir ein, daß er die Theilnahme seiner (wahrscheinlich loyalen) Eltern durch seine tollkühnen Schritte auf eine harte Probe stelle, und daß er nicht den Muth hätte, diese abzuwarten. Dies spornte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürger-

lichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des Danton: daher das Pistol und die unschuldige Banditenphrase: **la bourse ou la vie!**

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchners sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem Danton. Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Ausdrücke sogar, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte eine wilde Sansculottenlust in der Dichtung; die Erklärung der Menschenrechte wandelte darin, nackt und mit Rosen bekränzt. Die Idee, die das Ganze zusammenhielt, war die rothe Mütze. Büchner studirte Medizin. Seine Phantasie spielte mit dem Elend der Menschen, in welches sie durch Krankheiten gerathen; ja die Krankheiten des

Leichtsinns mußten ihm zur Folie seines Witzes dienen. Die dichterische Flora des Buches bestand aus ächten Feld= und aus Quecksilberblumen. Jene streute seine Phantasie, diese seine übermüthige Satyre. Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Rothstift ergriff, und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcensur beschnitt, fühlt' ich wohl, wie grade der Abfall des Tuches, der unsern Sitten und unsern Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft werden oder durch aushelfende dumme Redensarten, die ich hinzusetzte, krumm gebogen. Der ächte Danton von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein nothdürf=

tiger Rest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat.

Büchner schrieb im Sommer 1835 an mich:

„Straßburg.

Verehrtester!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im Frankfurter Journal meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuscript wird unter der Hand seinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten

für die femme libre, oder sterbe mit meiner Geliebten. Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münster eine Jacobiner-Mütze aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Misjahr gibt, worin nur der Hanf geräth! Das sollte lustig gehen, wir wollten schon eine Boa Constriktor zusammen flechten. Mein Danton ist vorläufig ein seidnes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson."

Der wilde Geist in diesem Briefe ist die Nachgeburt Dantons. Der junge Dichter muß seinen Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reste auf seiner Farbenpalette, mit welcher er jene dramatischen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft gemalt hatte.

Der Ausdruck ist ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionäre Phraseologie reißt ihn hin, für sie nach idealen Unterlagen zu suchen. Er wird bald andere Ansichten haben und sich von jener Unruhe befreien, die man immer spürt, wenn man eben vom Reisewagen absteigt. Der Puls schlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter anderm: „Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sie-

den ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden."

Inzwischen hatte ich den erschienenen Danton nach Verdienst im Phönix gewürdigt. Büchners Bescheidenheit schmollte, daß ich ihn zu hoch gestellt; er käme in Verlegenheit, meine in seinem Namen gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andre Folge, die für unsre Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anscheine nach von der dortigen jeune Allemagne herrührte und worin mir über mein Lob eines patriotischen Apostaten, wofür Büchner nun schon galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe ausgällte. Den Verf., den

ich wohl errathe, ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchners Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen!" Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchners wahrer Freund wäre und in einem Postscript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Treiben so verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle hersetzen; nicht, weil das ganze Verhältniß von Bedeutung ist, sondern weil ich darin eine Abspiegelung von Jugenderinnerungen sehe, die gewiß in vielen Lesern dieses Gedächtnisses auftauchen. Wer hätte nicht

in Beziehungen gestanden, wo brechen so schwer, fast unmöglich ist, und wo man durch das freundschaftliche Verhältniß doch nicht erquickt, sondern im Gegentheil nur belästigt wird, und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, sich mit gutem Grund die Last abzuschütteln!" Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde ab-

solvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen, als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität."

Weil sich Büchner mit allen Kräften auf eine akademische Stellung vorbereitete, so konnte er seine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er übersetzte in der Serie von Victor Hugos Werken die Tudor und Borgia mit ächt dichterischer Verwandtschaft zu dem Originale. Einen seiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugos mit feinem Auge musterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Musset zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er sich durch V. Hugo durchnagen" solle, Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen", A. de Musset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte."

Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den Danton, der so hurtig nicht zu Stande gekommen, wären „die Darmstädtschen Polizeidiener nicht seine Musen gewesen"; so trug er sich doch mit einer Novelle, wo Lenz im Hintergrunde stehen sollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über diesen Jugendfreund Goethes erfahren haben; viel Neues über Friederiken und ihre spätere Bekanntschaft mit Lenz.

Büchners spätre Briefe beschäftigen sich meist mit seinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefesselt, er suchte eine Existenz, als Schmied seines Glückes. Er hatte die Medizin verlassen und sich auf die abstrakte Philosophie geworfen. Er schrieb (wie gewöhnlich ohne Datum):

„Straßburg.

Lieber Freund!

War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine

Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn Danton den Doktorhut aufzusetzen.

Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt, und unangefochten? Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel, (Straßburger Gasthof) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampf gegen Sie eine

gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzels Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Uebrigens; um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell, wären Sie je directer politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen

der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Parthei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsre Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben.

Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Parthei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal und die alten Sagen sind so originell und heimlich und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum Erstenmal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach be-

kannt sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.

Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltnen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unsern Hosen seien Pallastfenster, so könnte man schon

wie ein König leben; so aber friert man erbärmlich."

Dies Ganze ist die Zusammensetzung zweier Briefe; der letzte Theil ist älter, als der erste. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beschäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Zürcher Niederlassung würde gute Wege haben. Inzwischen erkrankte Büchner und starb.

Beweisen nicht schon diese von mir mitgetheilten Brieffragmente, um welch einen reichen Geist mit ihm unsre Nation gekommen ist? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutsame Form zu gießen. Er hatte die Rede und den Gedanken stets in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten so seltenen Besonnenheit, seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren. Seine Inaugurationsabhandlung wird als ein seltner Beleg von Gelehrsamkeit

und Scharfsinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchen sich all die frischen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in diesen Mittheilungen gelesen haben, enden sollten. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schmerzlich und fast mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schicksals anklagen läßt. Könnt' ich diese Erinnerungsworte ansehen, als in Stein und nicht in Sand gegraben, daß sie vom Winde nicht verweht werden! Könnt' ich in künftigen Darstellungen unsrer Zeit, wie sie war, rang, litt

und hoffte, wenigstens den Namen: Georg Büchner in der Zahl derjenigen, welche durch ihr Leben und ihr Arbeiten die Entwickelung unsrer Uebergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldnem Scheine erhalten! Wenn die Fluth der Vergessenheit über uns Alle kömmt, möcht' er einer der ersten sein, von welchen, wenn der Zorn Gottes verronnen ist, wieder ein grünes Blatt die Friedenstaube in die Arche der dann entscheidenden Gerechtigkeit trägt!

Die schönste Belohnung, die ich für diesen Nachruf erhalten konnte, waren die saubern Abschriften des poetischen Nachlasses Büchners von der Hand seiner Geliebten. Es ist ein vollendetes Lustspiel Leonin und Lena, in der Weise des Ponce de Leon von Brentano. Sodann das Fragment des Lenz und ein Heft von Briefen, die ohne Absicht geschrieben und

doch voll künstlerischen und poetischen Werthes sind. Es findet sich wohl Gelegenheit, einen dieser Schätze nach dem andern bekannt zu machen.

III.

Christian Grabbe.

Deutschland gewöhnte sich nur mit Schmerz an diesen Verlust und rief dem Abgeschiedenen die empfundenste Theilnahme nach. Dasjenige aber, was noch weit schmerzlicher ist, als der Verlust des Mannes, ist dieß, daß mit ihm nichts verloren ging. Denn es war längst entschieden, daß sich Grabbe um die produktive Fähigkeit gebracht hatte. Seine beiden letzten Gedichte: Hannibal und Aschenbrödel standen, einige Gedanken im ersteren abgerechnet, tief unter den Erwartungen, die dieser Name angeregt hatte. Aschenbrödel vollends war eine beklagenswerthe Hudelei, die nicht einmal die Ahnung der Poesie, geschweige irgend ein Gefühl für Schönes und

Tiefes verrieth. Grabbe ging an seiner Stellung unter, an der Unfähigkeit, seinen Dichtergeist mit dem bürgerlichen Leben auszugleichen, einer Unfähigkeit, welche die größten, aber auch die unglücklichsten Dichter geschaffen hat. Die Beschreibung, welche Immermann vor mehreren Jahren von Grabbe gegeben hatte, schien uns damals vom Neide eingegeben und lügenhaft medisant; doch wurde sie durch des unglücklichen Mannes spätere Entwicklung bestätigt. Grabbe war damals, als ihn Immermann traf, wahrscheinlich in einem Uebergange auf das, was zuletzt sein Tod wurde, begriffen. Er gab sein Haus und seine Existenz auf, irrte von Stadt zu Stadt, und erbot sich, wehmüthig ist es zu sagen, für eine geringe tägliche Unterstützung monatlich eine Tragödie zu schreiben! Immermann handelte darauf brav gegen ihn, er suchte ihn aufzurichten und der Bildung seiner selbst und der Nation wieder zu gewinnen. Grabbe erholte

sich und schrieb seine jüngsten Dramen fertig. Damals erhielt ich einige Belege seines wirren Geistes durch briefliche von ihm selbst herrührende Mittheilungen. Man kann sie ihrer übertriebenen verrückten Persönlichkeiten wegen nicht abdrucken. Sie eröffneten allerdings die Aussicht in ein lebendiges, nicht nur der Kunst, sondern auch der Wissenschaft gewidmetes Leben. Er wollte, um seinen von ihm selbst für verfehlt erklärten Napoleon vergessen zu machen, eine historische Würdigung dieses Helden herausgeben. Den nahe liegenden Gedanken an Friedrich II. ergriff er eben so lebendig. Auch über die Hohenstaufen schienen seine Urtheile, historisch-kritisch, wie er versicherte, weit entfernt zu seyn von denen des Herrn von Raumer. Ja selbst der Jurisprudenz glaubte er eine allgemein anregende Seite abgewinnen zu können. Die Poesie seines Herzens selbst anlangend, so versprach er sich viel von dem Erfolge seiner Herrmannschlacht, eines

Stoffes, den er gewiß in handausreckender, keulenmäßiger Weise zu bewältigen suchte. An Anklagen des Publikums, die gerecht genug waren, fehlte es dabei nicht; Ausfälle gegen Autoren, die en vogue waren, bedienten sich der wunderlichsten und heftigsten Ausdrücke. Die Polemik gegen Tieck war eben so witzig wie massiv. Doch wiederholen wir, daß alle diese mit hieroglyphischen Buchstaben geschriebenen Versprechungen und Meinungen aus dem Hirn eines Halbbewußten zu kommen schienen und eher Schmerz und Unbehagen, Ekel sogar als Antheil oder Vergnügen erregten.

Der unglückliche Dichter repräsentirte eine classische Reaktion gegen die Literatur der Restaurations-Periode. Ohne der Messias einer wahren, individuellen Poesie selbst zu seyn, ließ er ihn ahnen und konnte in Zeiten einer allgemeinen Compositionsunfähigkeit, und einer dafür Ersatz zu geben suchenden Phraseologie ahnen

lassen, was, wenn nicht kommen wird, doch einst schon da gewesen ist. Grabbe konnte in der ästhetischen Agonie der Restaurations-Periode die Erinnerung an Shakespeare und Göthe wach erhalten. Er konnte es mehr als Immermann, da er sein Herzblut springen ließ, einen fiebernden rothen Strahl, der, wenn es sich setzte, doch wieder mehr Lymphe als Blut war. Phantasie, Situation, Combination, selbst Charaktere, alles war dem Dichter gegeben, nur nicht der sanfte Hauch, der still in des wahren Dichters Seele weht, während seine Phantasie die Alpen stürmt. In Grabbe hörte man niemals dieses stille Brausen des receptiven und weiblichen Dichtergeistes, der etwas Ureignes, Angebornes ist, und ohne welchen die wunderbarsten Aufthürmungen der Grabbe'schen Phantasie immer todte Skelette blieben. Hätte Grabbe ihn gehabt, aus seinem Aschenbrödel würde kein so triviales und an poetischen Anschauungen leeres Produkt geworden.

seyn. Aber was rügen eine Erscheinung, die niemals sicher da war und die auf so rührende Weise hingegangen ist! Grabbe wird eine denkwürdige Episode unserer Literaturgeschichte bleiben.

II.

Helden.



I.

Wilhelm Schadow.

Leicht aufgefaßt ist ein Künstler in seiner Stellung zur Geschichte der Kunst. An seinen Tonschöpfungen, an seinen Gemälden ist bald erkannt, was er zum Fortgange der Musik und Malerei beitrug, seine Leistungen bedürfen keines großen Studiums, um in ihrer Natur ergriffen zu werden; Töne und Farben aushauchend, locken sie das Verständniß und schmeicheln sich dem Urtheil mit sinnlicher Gewalt ein. Allein dennoch hätte man Unrecht, diesem ersten Eindrucke sich gänzlich hinzugeben und aus des Künstlers einzelnen, ja aus allen seinen Schöpfungen nach dem bestimmten Umfange ihres Werthes und Zweckes die Tiefe seines Geistes zu ermessen. Die Bestimmung des Hauches, der in einer Künstler-

seele weht, ist mehr als die Kritik seiner Produktionen, in unserer Zeit zumal, wo die schon vorhanden gewesenen großen Epochen fast in allen Künsten den später gebornen Jüngern ihre Virtuosität so unendlich schwierig machen, wo der Künstler selten noch von dem freien Streben seiner schöpferischen Intuition getragen wird, sondern der Rücksichten, Reflexionen, Vergleichungen und trocknen logischen Begriffe so viele zu verbinden hat, daß sein geistiges Auge oft von den glänzendsten künstlerischen Anschauungen der Natur und des großen Stoffgebietes zahlloser Wesenheiten erfüllt seyn kann und seinem Vermögen, selbst dem begabtesten, doch der Uebergang zur reproduktiven Thätigkeit der Hand, zur Hülfe des Pinsels, Meißels, des tönenden Instrumentes auf einer Bahn liegt, die zu luftig, zu geheimnißvoll und zu idealisch ist, als daß sich der Gedanke angemessen seinem Ursprunge und Bilde verkörpern ließe. Der neue Künstler tastet weit

mehr nach dem Ideal, als der alte that. Dieses schnelle, rücksichtslose Ergreifen des begeisterten Momentes, dieses sorglose, freudige Hinhauchen jedes beliebigen, wunderbaren und wunderlichen Einfalls, dies faktische, immer im Bereich seiner Kunst sich fühlende, genügsame Selbstbewußtsein gab der alten Kunst ein so sichres, gediegenes Gepräge der Würde und Vollkommenheit, daß vielleicht Raphael und Michel Angelo weit weniger stetige anhaltende Kunstintuition besaßen, als sich in ihren unsterblichen Leistungen ausspricht, daß sie als Künstler und Individuen vielleicht weit tiefer standen, als jener gewaltige Gott, der sie zu Augenblicken ergriff und der sie nie verließ, so lange sie rüstig daran arbeiteten, einer seiner Eingebungen das schöne sinnliche Gewand zu geben. All die Ideen, welche man an die alte Malerei anknüpfen kann, all die sinnigen Betrachtungen, welche die antike Sculptur, die Architektonik und Musik des Mittelal-

uns in unserm Nachdenken geweckt haben, auch dem vollen und klar ausgesprochenen Bewußtsein der alten Meister unterlegen zu wollen, würde Wissen und keine Geschichte sein. Raphael kann diese Fülle von Kunst-Philosophie nicht besessen haben, die sich aus der Betrachtung seiner Meisterwerke entwickeln läßt.

Wie anders ist dies jetzt, wo alle Kunst an der Vorwegnahme des Inhalts und der schönen Form leidet, wo das klare, ein Individuum wie leichtbewegte Fluth tragende Bewußtsein über seinen Gegenstand dem Künstler erst dann zu Theil wird, wenn er kalten, abstrakten, kritischen Studien bereits den größten Theil seiner geistigen Energie geopfert hat; wenn er aus Zeitverhältnissen, aus theoretischen mit der erlernten Technik schon eingesogenen Vorurtheilen sich losringen mußte, um sich klar zu werden, nicht bloß über das, was die eignen Schultern tragen können, sondern auch über die vielen Rücksichten, welche

man auf die Zeit, auf die Auslegung seines Strebens, auf die Maßstäbe, die den Mitlebenden zu Gebote stehen und welche oft ganz heterogenen Gebieten entnommen und auf die Kunst übertragen sind, nehmen soll! So ist es fast in allen Bereichen der Kunst, daß die Virtuosen darin doch in ihrer Bildung und dem Enthusiasmus für ihre Sache oft wirklich höher stehen, als man nach ihren Werken schließen darf. Dieser innere Künstler, der in dem Heiligthum des Herzens und der Phantasie als unbekannter Gott thronet, schafft die herrlichsten Gestalten, die sich je dem menschlichen Auge vorgestellt haben. Die Seele ist voller olympischen Jupiter, voller Iliaden und Odysseen, auch die Kraft ist groß, aber so gering oft und unhaltbar das kleine Echo, das davon sich hörbar verkörpert. Woran liegt dies? An den Heterogeneitäten der heutigen Kunst. An den zahllosen Berührungen, die sie theils dem Ursprunge ihres allerdings besseren neuern Ge-

deihens, theils ihrer grassirenden falschen Zweck-bestimmung verdankt. Die Literatur, die Religion, ja sogar die Politik, Alles wirkt auf die Entwickelung der Kunst zurück und befördert das ihr so verderbliche Streben, sich eine Manier zu suchen, sich mit den Ansprüchen dieser und jener Ideenverbindung auszugleichen, hier ein Opfer zu bringen, dort eines zu verlangen. Die Kunst unterhandelt mit denen, die Nichts zu thun haben sollten, als nur vor ihr nieder zu fallen und anzubeten. Kann das Talent gedeihen, wenn es so viel Rücksichten nehmen und so viel Verwahrungen von sich geben muß?

Der moderne Vandalismus ist weitverzweigt. Er besteht nicht bloß darin, daß der politische Egoismus Tempel, Statuen und Bilder zertrümmern möchte, am liebsten noch ehe sie geschaffen sind; Vandalismus ist auch der größte Theil der Zumuthungen, die für den modernen Künstler nicht bloß von Personen und Tenden-

zen ausgehen, sondern überhaupt alle, die er nicht selbst an sich macht. Die Verhältnisse selbst sind vandalisch, ja oft die Zwecke, die bei geprie- senen Kunstvereinen sich eingeschlichen haben. Diese ganze Atmosphäre, in der wir leben, hat nicht die Jonische Durchsichtigkeit des Alterthums. Ein Künstler ist weit mehr ein Geschöpf des Stu- diums, der Abstraktion, der Kritik als eine Grö- ße, die mit Fichte von sich sagt: ich setze mich selbst. Dies sich Setzen und sogleich Negie- ren, dies Umschlagen, Suchen, Streben, diese Wandelbarkeit, welche unzertrennlich ist von ei- ner Zeit, wo die subjektiven Zweifel mit den ob- jektiven Haltlosigkeiten in den meisten Existenzen Hand in Hand gehen, diese stetige Metamor- phose macht es unmöglich, daß sich der Künstler mit ruhig lächelndem, seiner Superiorität über die Materie sich bewußtem Auge rings um sich her die Kreise seines Wirkens und Schaffens zieht und allmählig zu einer intensiven Vollkom-

menheit gelangt, zu einer Abrundung, die ihr Centrum nicht aufgibt, sondern nur eine höher und höher gesteigerte Potenz ist. Was ist auch an Raphael und Tizian das eigentlich Charakteristische und Beischmäckige ihrer Schönheit im Guten wie im Bösen anders, als dies klassische Beharren auf einer naiv einmal eingenommenen Position, diese Sorglosigkeit über das, was unsern jetzigen Künstlern so große Mühe macht, die Sorglosigkeit über Zweck, Ziel und Tendenz, und dabei einzig und allein nur das Potenziren des einmal rasch gefaßten Entschlusses zur außerordentlichsten Höhe? Wir schildern hier etwas, was unsern jetzigen Künstlern unmöglich zu erreichen ist. Denn gerade die Kritik würde es seyn, welche ihre Beharrlichkeit nicht zu schätzen wüßte und sie fortwährend in Unruhe versetzen würde. Die Kritik ist heute noch weniger über das Schöne im Reinen, als der Künstler.

Bei keinem neuern Künstler möchten diese

einleitenden Bemerkungen so angemessen seyn, als bei Wilhelm Schadow. Wenige tragen in ihrer Brust ein so verzehrendes Feuer, und wenige streuen nur so, wie er, die bloße Asche ihrer Ideale in die Luft. Wilhelm Schadow hat alle Phasen der modernen Kunstbildung vom Katholicismus, zu dem er convertirte, an bis zu seinem jetzigen Eklekticismus durchgemacht. Er knüpfte an die Plastik seines Vaters, die marmorne Festigkeit eines gesunden körnigen und solidmassiven Styles, sein erstes damals bezweifeltes Talent an und hörte mit einer Richtung auf, die der reinen Romantik des Gefühls, ja man möchte sagen der Vorstellung ergeben ist, als ließen sich unsichtbar bewirkte geisterhafte Klänge der Natur auf die Leinwand bringen. Von den übereinandergeschlagenen, allgemein als unanständig und allzu husarenmäßig bezeichneten Beinen des alten Ziethen an bis zu den lechzenden Hylasnymphen und zerfließenden Fischerknaben

der Schadowschen Schule; welch eine weite Strecke! Berlins sandiger Wilhelmsplatz und das ewige Rom! — dazwischen muß es der Stadien viele geben, um auszuruhen. Wilhelm Schadow stürzte sich in das äußerste Extrem der neuern Kunstgeschichte, in den Katholicismus, wo man glaubte, wie der fromme Maler von Fiesole, durch inbrünstiges Gebet dem Pinsel die größte Wunderkraft zu geben; und nun von diesem Aeußersten immer wieder zurück, aus der Peterskirche in die Bibel, aus der Bibel allgemein nur in die Religion, aus der Religion in die Romantik, aus der Romantik in den allgemeinen poetischen Dilettantismus, und zuletzt nur noch Verehrer der Zeichnung und der Farbe mit dem Motto: Malt was ihr wollt — das ist eine Metamorphose, so konsequent, so richtig, und doch von so ungeheurem Umfange, daß man in der Grundstimmung des Schadow'schen Gemüthes gewiß auf eine schmerzliche Empfindlichkeit

und sehnsüchtige, bald weiche, bald starrherzige Resignation schließen muß. Ein solches Künstlerleben kann keine außerordentlichen Produktionen aufweisen; aber die werthvollsten Betrachtungen über die Zeit und ihre Fähigkeit lassen sich daran anknüpfen. Die Schöpfungen können mißlungen und an dem gebrochenen Herzen selbst gescheitert seyn; aber der Meister wohnt doch in der klopfenden, wild und mild bewegten Brust. Das Ideal gaukelt mit bunter Farbenpracht doch vor dem immer verklärten geistigen Auge des Genies, wenn dem Raphael auch wirklich die Hand gefehlt haben sollte, eine einzige seiner großen Vorstellungen auf die Leinwand zu bannen für die Ewigkeit.

Wilhelm Schadow kam im Jahre 1811 nach Rom. Er war wenig über zwanzig Jahre alt und hatte damals weit weniger versprochen, als er später leistete. Er war mehr empfänglicher, als ausströmender Natur, zum Maler

eben so sehr geboren, wie sein verstorbener Bruder Rudolph zum Bildhauer. Was brachte Wilhelm Schadow wohl aus der Heimath nach Rom mit? Jedenfalls eine große Zeichnungsfähigkeit, die Anschauung Carstens'scher Cartons, ein vom Vater geschultes tüchtiges praktisches Talent, dem es jedoch an Klarheit des innern künstlerischen Bewußtseyns und namentlich gerade in praktischen Dingen noch an aller Sicherheit fehlte. Es sind bei Wilhelm Schadow immer zwei Entwickelungen Hand in Hand gegangen, die technische und die poetische. Er konnte ein Gleichgewicht zwischen beiden nicht herstellen. Er konnte nicht im vollen Vertrauen auf sein Schöpfungsvermögen sich allein dem Streben nach Manier, welches damals alle Künstler beseelte, hingeben, etwa wie Cornelius, der einen gewissen Fond von Technik besitzt und von jeher besessen hat und all seine Fortschreitung immer nur auf den Inhalt, auf die Idee seines Malens beschränkte. Scha-

dow schwankte vom Inhalt zur Form, warf sich wieder von der Form, von der Schule losgelassen, gänzlich in den Inhalt, wurde ein Kunstschwärmer von der äußersten Rechten, trieb sie lange Zeit mit und sank zuletzt wieder in die Form, in den Styl und Ausdruck zurück, so daß jetzt bei Schadow weniger von dem Was? als dem Wie? seiner Gemälde gesprochen wird.

In Rom traf der junge Künstler einen Kreis von Kunstgenossen, der, von den entgegengesetztesten Anfängen ausgegangen, doch in eine und dieselbe Richtung sich vereinigte. Die romantische Tendenz der deutschen Literatur hatte sich, zum größten Theile von der Malerei ausgegangen, in ihren Ursprung wieder zurückbegeben. Die Künstler schlossen mit dem Alterthume, das sie zeichnen gelehrt hatte, auch den allmählig verflogenen antiquarischen Enthusiasmus der Winkelmann-Mengs-Tischbein'schen Periode ab, und vertieften sich in die Dämmerung des Mittelal-

ters, welche allmählig durch gelehrte und enthusiastische Lichtstreifen erhellt worden wär. Das Mittelalter verlor seine bäuerische Färbung und wurde für das goldene Zeitalter der Liebe, der Religion, des Heldengeistes, ja sogar von Phantasten für das goldne Zeitalter der Künste und Wissenschaften gehalten. Namentlich hatte die romantische deutsche Dichterschule einen so wonnevollen Zauber über die aus ihrem Grabe jetzt erstehende Vergangenheit zu verbreiten gewußt, daß sich Sitten, Vorstellungen, Tendenzen, ja sogar die Sprache der Deutschen darnach zu modeln anfing und die schwärmerische Regung sogar dem Auslande mittheilte. Der Katholizismus bildete den Mittelpunkt dieser Neuerung. Der bildende Künstler kam auf das Dogma der Inspiration zurück und ließ sich, statt daß die eben beendete Malerperiode vom Worte sich begeistern ließ, jetzt von der Musik begeistern. Zu lauschen in der Peterskirche den zitternden ausge-

haltenen Klängen des Miserere, sich hinübergetragen fühlen in ein Reich der Visionen, das hinter dem Weihrauchdufte schon in bunten Strahlenbrechungen sich anzukündigen schien — diesen Eindrücken widerstanden die strebenden jungen Männer nicht, und fingen an, katholisch zu malen, einige sogar, wie Schadow selbst, katholisch zu beten. Wie man in Rom selbst katholisch werden kann, werden die nie begreifen, welche sehr wohl begriffen haben, wie Luther gerade in Rom protestantisch werden konnte.

Die römischen Thorheiten haben wenigstens dazu beigetragen, eine größere Wahrheit in den Gemüthern der Kunstjünger zu verbreiten. Sie haben dahin gewirkt, daß eine gewisse gläubige Ueberzeugung in die Auffassung und Darstellung der gewählten Gegenstände kam. Der bloße Dilettantismus, welcher sogar in den Götheschen Kunstansichten, geschweige in der früheren Periode des Verfalls vorwaltete, kann Großartiges

nicht schaffen. Alles Große ist die Frucht der Begeisterung. Erfüllt von ihrem Gegenstande, verwachsen mit allen Beziehungen desselben, trugen die neuern Künstler, welche in Rom damals zusammentrafen, den ganzen Schmelz ihrer Ueberzeugung auf die Leinwand über und erreichten dadurch eine Frische und Saftigkeit des Ausdrucks, eine blühende Gestaltung des Lebens und der Wirklichkeit, welche nach dem Vorgange der italienischen Schule nicht wieder möglich geschienen hatte. Die Gestalten schienen verklärt von dem warmen Odem des Gemüthes, welches sie anschaute. Man konnte aus den Gemälden vielleicht, wenn die Kraft nicht zutraf, nicht entnehmen, was der Künstler gab, aber immer, was er geben wollte. Seine Intuition, seine Idee, sein Eifer schien an das Gemälde, wenn es auch technisch mißlungen war, festgebannt zu seyn und wirkte versöhnend oder ängstlich, je nachdem die Fehler geringer oder größer waren. Es

konnte hierdurch ein großer Nachtheil für die Kunst entstehen, der auch nicht ausgeblieben ist, und der von den guten Folgen aufgewogen werden muß. Es konnten sich sehr leicht die Ideen und dringlichen Vorlieben für die Sache in allgemeine Abstraktionen verwandeln, zu welchen man das Material, den Stoff der Wirklichkeit, später nicht mehr aufzufinden vermochte. So war z. B. die Cornelius'sche Schule von dem Begriff der Erhabenheit des alten Heldenthums so erfüllt, daß die Gestalten, welche dieser Begeisterung untergelegt wurden, nicht mehr dem, was irdisch möglich schien, entsprachen und sich in Ideale verwandelten, welche sich selbst in der Vorzeit der Völker nicht so gefunden haben können, wie sie Cornelius (und z. B. Fellner, ein Schüler von ihm, in Umrissen zur Sage des Ezzelino di Romano kürzlich,) hingeworfen haben. Auch Schadow blieb von diesem Fehler nicht frei. Auch bei ihm überflügelte die Begeisterung für

den Gegenstand, für den Ausdruck und gleichsam den Duft des Gemäldes den Stengel der Blume und die natürlichen Blätter. Sein Extrem wurde, wie bei Cornelius die Kraft, bei ihm die forcirte Lieblichkeit. In diesem Eifer, mit Schmelz und Weichheit zu malen, schuf er seine Charitas, eine Mutter, umringt von mehreren Kindern. Ich habe schon an einem anderen Orte*) bemerkt, wie diese Charitas der Ueberfülle und Stellung der Kinder wegen nicht den Eindruck der mütterlichen Liebe, sondern den der mütterlichen Fruchtbarkeit auf mich gemacht hat.

Im Allgemeinen scheint Wilhelm Schadow Rom nicht mit einem einigen und in sich klar gewordnen Bewußtsein verlassen zu haben. Wir sehen, daß Cornelius, auf den heimathlichen Boden zurückgekehrt, sogleich rasch Hand angelegt, wirkt und schafft, und zwar nach

*) Einleitung zur 14. Lieferung der Erklärungen zu Hogarths Kupferstichen.

einem bestimmten Ziele hin. Er hatte die Großartigkeit der Freskomalerei ergriffen und fand auch glücklicherweise (was man sucht, findet man) Wände genug, die er mit bunten Ideen bekleiden konnte. Der Umzug von Düsseldorf nach München kam seinem Aufschwung zu Hülfe. Alles, was er brauchte, fand er. Er brauchte den Enthusiasmus nicht erst zu wecken, den er so großartig zu befriedigen wußte.

Ganz anders W. Schadow. Ihn nahm Berlin, eine entschieden protestantische Stadt auf, in welcher sich eine Kunstbegeisterung, die, um das Wahre zu haben, erst katholisch werden mußte, nicht empfahl. Erst durch die Kunstvereine und namentlich durch die zweijährigen Ausstellungen der Berliner Akademie gelang es, in der norddeutschen Hauptstadt eine Empfänglichkeit für die bildenden und zeichnenden Künste rege zu machen, die für Poesie, Beredsamkeit und Architektur bis in die untersten Regionen daselbst

längst verschwunden ist. Das Terrain war zu groß, daß Schadow es hätte beherrschen können. In die Theilnahme, die er für die römischen Kunstoffenbarungen hatte, mußte er mit noch einigen Jugendfreunden dieselben theilen, mit Wach, Begas mit Hensel, die Alle, in der Sphäre einer besondern Manier sich bewegend, doch nicht das erreichten, was Cornelius, von den Kunstjüngern aus seinem Genie begeistigt, in Düsseldorf und München schuf. Schadow bekleidete eine Professur an der Berliner Akademie der Künste.

Später nach Düsseldorf berufen, entfaltete sich endlich die besondere Wirksamkeit, die ihm vorbehalten schien. Allerdings war dies sein Lehrertalent, seine Entwicklungsgabe, diese kritisch-skeptische Halbheit, die, wenn sie selbst etwas schafft, nie das erreicht, was ihr Großes vorschwebt, die aber das Große und Außerordentliche kennt, es in prädestinirten Köpfen zu wecken weiß und Anleitung geben kann überall, wo

Rath und That willkommen sind. Cornelius ist viel zu entschieden, um ein guter Lehrer zu seyn. Er hat viel zu viel Selbstständigkeit, um nicht das aufkeimende Talent an das Spalier seines eigenen Wesens aufzuranken. Schadow's weiche Empfänglichkeit, die Unentschlossenheit seiner Prinzipien, die sceptische Neigung zu Allem, wenn es nur richtig ausgeführt wird, machen ihn gerade zum Führer einer Schule, zum Accoucheur des Talentes. Man entdeckt bei einem durch Erziehung und Geburt vernachlässigten Knaben, bei einem jungen Handwerker, der mit seiner Lage unzufrieden ist, oder in welchem der Dämon des Ehrgeizes tobt, die Fähigkeit, gewandt zu zeichnen. Man wirkt ihm Sonntags den Besuch der Akademie aus. Sein Meister will ihn nur an diesem Tage missen. Die Fortschritte sind so außerordentlich, daß auch der Meister erstaunt, den Knieriem fallen läßt, und die Mittwoch- und Samstags-Nachmittage um so eher

noch frei gibt, als aus dem Handwerk doch nichts Gescheutes wird. Endlich findet sich Rath, den jungen Menschen ganz aus den bedrückenden Fesseln eines falschen Berufes und der Ansteckung einer gemeinen Gesinnung zu befreien. Er besucht unausgesetzt die Akademie, holt Wissenschaft nach, bereichert seine Phantasie durch gewählte Lektüre, er geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, seine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umrisse in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortschreitens, welche der Meister selbst mit durchmacht, und daran aufs Neue sich verjüngt. Er wärmt sich behaglich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, welche er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunst zuführt. Man wird vom Unterschied der Düsseldorfer und Münchner Schule zunächst immer gestehen müssen, daß hier der Meister, dort die Schüler größer sind.

Das Lob dieser Schüler ist in Aller Munde; besonders haben Lessing und Bendemann eine solche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babylonischen Juden schon auf Stickmustern, Tabaksdosen und Bilderbogen zum Ausmalen auf Nürnberger Tuschkastenkünstler erblicken kann. Schwieriger ist die Charakteristik der gemeinsamen Düsseldorfer Bestrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß sie das Bindende wäre, die Farbe, meinetwegen das Schadow'sche schmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt das ungezwungenste zu seyn scheint. Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantische Dichtung des Mittelalters, das Göthe'sche, Uhland'sche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigne Phantasie, Alles ist Fundgrube für diesen Künstlerverein. Dennoch scheint sich durch diesen großen Kreis von Anschauungen, den er sich erlaubt, ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es ist dies eine beinahe

musikalische Empfindung, eine etwas sentimentale Mondscheinschwärmerei, die sich in den Gegenstand nicht blos mit allen Sinnen vertieft, sondern ihn auch von vornherein nur nach diesem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantasie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdruck, daß die Phantasie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn diese Definition enthält alle Vorzüge der Düsseldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigstens in so fern gegen sie machen kann, falls sie ihren gegenwärtigen Typus dauernd fest zu halten geneigt seyn sollte.

Jede Intention, jede Absichtlichkeit stört die Einheit des künstlerischen Zweckes. Die Dinge nach einem bestimmten Schema auffassen, immer und immer dieselbe Empfindung an die Welt und ihre Erscheinungen heranbringen, gebiert zuletzt eine Einseitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunstidee günstig ist. Die

Düsseldorfer scheinen einen solchen stehenden Grundzug ihres Wesens zu haben, den sie selbst für lyrische Sättigung ihrer Phantasie ausgeben. Wie aber die Münchner Schule der Plastik viel zu sehr nachgibt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten mit dem Duft der Sage zeichnet, so wird die Schadow'sche Schule zu sehr von einem unbestimmten Etwas, das nur eine lyrisch-romantische Genußsucht ist, getrieben. Es entspricht dies freilich dem norddeutschen Charakter. Es entspricht dies jungen phantasiebegabten Köpfen, die sich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnsucht nach ihr erklären können, die durch Gewöhnung an Heideland, Tannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer alles das höher zu schätzen lernen, was sie nicht besitzen und mehr in ihren Schwärmereien, als in Erfahrungen, selbst wenn die Erfahrung manchmal noch poetischer seyn sollte, als die Schwärmerei, zu leben wissen. So scheinen

sich die Gemälde der Düsseldorfer Schule nach der Wahrheit und Schönheit zu sehnen und nicht zu begreifen, wie sie beides schon in der Hand haben. Die Conzeption des Künstlers ist aus seiner Leistung allzusichtbar. Eine Tendenz nach diesem oder jenem Eindrucke hin springt sogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es ist dies eine Art sentimentaler Koketterie. Man nehme Lessings trauerndes Königspaar. An diesem reizenden Gemälde störte mich von jeher der Schmerz, der der erste Eindruck ist, welchen es machen oder wenigstens vorstellen soll. Die Situation, die Fabel kam erst hintennach und konnte nur verstanden werden, wenn man Uhlands Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer bloß so oder so bestimmten und veranlaßten Empfindung findet sich auch in dem berühmten Bendemann'schen Bilde wieder, ob dort gleich die Ursache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da,

wo das Gemälde selbst in die epigrammatische Kürze des Schlosses am Meere übergegangen ist.

Süße und Grazie ist das vorzüglichste Prinzip der Schadow'schen Schule, wenigstens in der Führung des Pinsels. Allein aus diesem schönen Streben kann leicht ein Schmachten und Düfteln entstehen, leicht ein Lechzen und Kokettiren nach dem sich den Sinnen zärtlich Einschmeichelnden. Die Düsseldorfer Künstler wählen größtentheils nur dann ihre Stoffe aus den romantischen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn sie Gelegenheit haben, eine schöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde zu gießen. Das ist Alles unbestritten richtig und charakteristisch. Allein es gibt Gegenstände im Bereich der Phantasie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigsten freilich von der Plastik), ausgedrückt werden können, und wo eigentlich nur die Musik die richtigste Vorstellung geben würde,

wenn nicht Worte zu den Noten gehörten. Solche dämmernde luftgestaltete Momente sind Göthes Fischerknabe, Erlkönig, Bürgers Lenore und ähnliche das Geisterreich berührende Balladenstoffe, die, mag man sie nun bloß in Verse bringen, oder malen, oder in Musik setzen, niemals eine abgerundete Vorstellung geben, sondern immer erst durch Zuthat der Vernehmenden ergänzt werden müssen. Eine solche nothwendige Thätigkeit stört aber beim Gemälde die Einheit des Kunstwerkes und setzt es der Mißdeutung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die Düsseldorf'sche Schule, tappend in jenen Erlkönigreichen und Nachtgebieten der romantischen Sage, auf dem rechten Wege ist. Ein klares Bewußtseyn über die Kunst wird dadurch so wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poesie wurde. Die Schule wird sich verirren. Sie wird nichts als Trauriges produziren. Erst ein trauerndes Königs-

paar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, kurz diese Monotonie wird so lange hindurch gehen, bis, um ein Berlinisches Sprüchwort hier anzuwenden, die Künstler jenen trauernden Lohgerbern gleichen werden, denen die Felle ihres Ideals weggeschwommen sind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremias auf denen von Jerusalem — dies Alles sind im Grunde keine Gegenstände für die Malerei. Nur der Dichter kann sie erfassen, weil nämlich Gedanken, Reflexionen, historische Urtheile mit ihnen verknüpft werden müssen. Marius auf einem umgestürzten Denkmal sitzend, Zerstörung um ihn her, das Meer und Roms Morgenröthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, sondern immer nur ein theatralisches Stück, eine Schilderei, die der Poesie bedarf, um erklärt zu werden. Das wahrhaft Tragische in einer solchen

noch frei gibt, als aus dem Handwerk doch nichts Gescheutes wird. Endlich findet sich Rath, den jungen Menschen ganz aus den bedrückenden Fesseln eines falschen Berufes und der Ansteckung einer gemeinen Gesinnung zu befreien. Er besucht unausgesetzt die Akademie, holt Wissenschaft nach, bereichert seine Phantasie durch gewählte Lektüre, er geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, seine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umrisse in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortschreitens, welche der Meister selbst mit durchmacht, und daran aufs Neue sich verjüngt. Er wärmt sich behaglich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, welche er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunst zuführt. Man wird vom Unterschied der Düsseldorfer und Münchner Schule zunächst immer gestehen müssen, daß hier der Meister, dort die Schüler größer sind.

Das Lob dieser Schüler ist in Aller Munde; besonders haben Lessing und Bendemann eine solche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babylonischen Juden schon auf Stickmustern, Tabaksdosen und Bilderbogen zum Ausmalen auf Nürnberger Tuschkastenkünstler erblicken kann. Schwieriger ist die Charakteristik der gemeinsamen Düsseldorfer Bestrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß sie das Bindende wäre, die Farbe, meinetwegen das Schadow'sche schmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt das ungezwungenste zu seyn scheint. Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantische Dichtung des Mittelalters, das Göthe'sche, Uhland'sche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigne Phantasie, Alles ist Fundgrube für diesen Künstlerverein. Dennoch scheint sich durch diesen großen Kreis von Anschauungen, den er sich erlaubt, ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es ist dies eine beinahe

musikalische Empfindung, eine etwas sentimentale Mondscheinschwärmerei, die sich in den Gegenstand nicht blos mit allen Sinnen vertieft, sondern ihn auch von vornherein nur nach diesem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantasie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdruck, daß die Phantasie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn diese Definition enthält alle Vorzüge der Düsseldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigstens in so fern gegen sie machen kann, falls sie ihren gegenwärtigen Typus dauernd fest zu halten geneigt seyn sollte.

Jede Intention, jede Absichtlichkeit stört die Einheit des künstlerischen Zweckes. Die Dinge nach einem bestimmten Schema auffassen, immer und immer dieselbe Empfindung an die Welt und ihre Erscheinungen heranbringen, gebiert zuletzt eine Einseitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunstidee günstig ist. Die

Düsseldorfer scheinen einen solchen stehenden Grundzug ihres Wesens zu haben, den sie selbst für lyrische Sättigung ihrer Phantasie ausgeben. Wie aber die Münchner Schule der Plastik viel zu sehr nachgibt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten mit dem Duft der Sage zeichnet, so wird die Schadow'sche Schule zu sehr von einem unbestimmten Etwas, das nur eine lyrisch-romantische Genußsucht ist, getrieben. Es entspricht dies freilich dem norddeutschen Charakter. Es entspricht dies jungen phantasiebegabten Köpfen, die sich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnsucht nach ihr erklären können, die durch Gewöhnung an Heideland, Tannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer alles das höher zu schätzen lernen, was sie nicht besitzen und mehr in ihren Schwärmereien, als in Erfahrungen, selbst wenn die Erfahrung manchmal noch poetischer seyn sollte, als die Schwärmerei, zu leben wissen. So scheinen

die Gemälde der Düsseldorfer Schule nach der Wahrheit und Schönheit zu sehnen und nicht zu ergreifen, wie sie beides schon in der Hand haben. Die Conzeption des Künstlers ist auf seiner Leistung allzusichtbar. Eine Tendenz nach diesem oder jenem Eindrucke hin springt sogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es ist dies eine Art sentimentaler Koketterie. Man nehme Lessings trauerndes Königspaar. An diesem reizenden Gemälde störte mich von jeher der Schmerz, der der erste Eindruck ist, welchen es machen oder wenigstens vorstellen soll. Die Situation, die Fabel kam erst hintennach und konnte nur verstanden werden, wenn man Uhlands Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer bloß so oder so bestimmten und veranlaßten Empfindung findet sich auch in dem berühmten Bendemann'schen Bilde wieder, ob dort gleich die Ursache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da,



wo das Gemälde selbst in die epigrammatische Kürze des Schlosses am Meere übergegangen ist.

Süße und Grazie ist das vorzüglichste Prinzip der Schadow'schen Schule, wenigstens in der Führung des Pinsels. Allein aus diesem schönen Streben kann leicht ein Schmachten und Düfteln entstehen, leicht ein Lechzen und Kokettiren nach dem sich den Sinnen zärtlich Einschmeichelnden. Die Düsseldorfer Künstler wählen größtentheils nur dann ihre Stoffe aus den romantischen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn sie Gelegenheit haben, eine schöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde zu gießen. Das ist Alles unbestritten richtig und charakteristisch. Allein es gibt Gegenstände im Bereich der Phantasie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigsten freilich von der Plastik), ausgedrückt werden können, und wo eigentlich nur die Musik die richtigste Vorstellung geben würde,

wenn nicht Worte zu den Noten gehörten. Solche dämmernde luftgestaltete Momente sind Göthes Fischerknabe, Erlkönig, Bürgers Lenore und ähnliche das Geisterreich berührende Balladenstoffe, die, mag man sie nun bloß in Verse bringen, oder malen, oder in Musik setzen, niemals eine abgerundete Vorstellung geben, sondern immer erst durch Zuthat der Vernehmenden ergänzt werden müssen. Eine solche nothwendige Thätigkeit stört aber beim Gemälde die Einheit des Kunstwerkes und setzt es der Mißdeutung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die Düsseldorf'sche Schule, tappend in jenen Erlkönigreichen und Nachtgebieten der romantischen Sage, auf dem rechten Wege ist. Ein klares Bewußtseyn über die Kunst wird dadurch so wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poesie wurde. Die Schule wird sich verirren. Sie wird nichts als Trauriges produziren. Erst ein trauerndes Königs-

paar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, kurz diese Monotonie wird so lange hindurch gehen, bis, um ein Berlinisches Sprüchwort hier anzuwenden, die Künstler jenen trauernden Lohgerbern gleichen werden, denen die Felle ihres Ideals weggeschwommen sind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremias auf denen von Jerusalem — dies Alles sind im Grunde keine Gegenstände für die Malerei. Nur der Dichter kann sie erfassen, weil nämlich Gedanken, Reflexionen, historische Urtheile mit ihnen verknüpft werden müssen. Marius auf einem umgestürzten Denkmal sitzend, Zerstörung um ihn her, das Meer und Roms Morgenröthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, sondern immer nur ein theatralisches Stück, eine Schilderei, die der Poesie bedarf, um erklärt zu werden. Das wahrhaft Tragische in einer solchen

Composition erreicht nur und weiß nur der Dichter wieder zu geben.

Die Münchner Romantik zerrt sich noch weit mehr mit der romantischen Frazze herum. Arabesken, Blumengewinde mit Schmetterlingen, Greifenschnäbeln und dergleichen Schnörkel drücken bei den Münchnern noch viel Wesentliches aus. Die Münchner Romantik kann man nur mit jener Heidelbergischen Periode unsrer neuern Literatur vergleichen, wo mit Görres, Brentano, Arnim, eine gewisse spielende Bedeutsamkeit des Unbedeutenden aufkam, das Gemisch des Heiligen und Weltlichen, welches wir zufällige Veranlassung hatten, in der Skizze über Herrn von Raumer näher anzudeuten. Die Spielereien der Neureuther, Guido Görres, des Grafen Pocci, und Aehnlicher, die die Wände der Münchner Königssäle mit einem romantisch-pompejanischen Zwittergenre bemalt haben, wollen für den Fortschritt der Kunst nichts sagen.

Auf dem Felde der Charakteristik leisten die Münchner noch weniger etwas. Kaulbachs Narrenhaus ist eine ärmliche Composition, in welcher auch nicht die Spur einer gewandten Gruppirung sichtbar und wo der Witz weit lahmer ist, als in der ähnlichen Narrenscene des trocknen, nüchternen, aber Menschen kennenden Hogarth.

Ich schließe diese Bemerkungen mit dem Wunsche, es möchte ein begabter Kopf auftreten, und Lessings Laocoon neu für unsre Zeit bearbeiten. Die technische Meisterschaft scheint erreicht, die Ideen gähren, Enthusiasmus sieht man überall bei Ausübenden und bloß Antheilnehmenden verbreitet. Es fehlt nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe aufs Neue die Gränzen gezogen werden, welche der weise Genius der Kunst zwischen Wort, Meißel und Farbe gesetzt hat.

II.

Friedrich von Raumer.



Auf der Berliner Universität pflegt Herr von Raumer in jenem Zimmer seine Vorlesungen zu halten, wo die jungen Theologen gewöhnlich ihre homiletischen Uebungen anstellen. Es liegt zur linken Hand, wenn man aus dem Garten der Universität die Räume der Berliner Minerva selbst betritt. Es weht immer eine frische schattenreiche Kühle an den beiden einzigen Fenstern des kleinen Hörsaales. Ein Vogel zwitscherte oft munter in das Mittelalter hinein, das uns dort Herr von Raumer in seine Hauptbegriffe zerlegte.

Ich will aber diese Skizze weniger lokal als persönlich beginnen, und habe vom Ort nur ge-

sprochen, weil die Menschen in ihrem äußern Erscheinen oft von der Lokalität abhängig sind. Herr von Raumer tritt in seine allgemeine Geschichte, ohne Heft, ein kleiner schmächtiger Mann mit ausgetrockneten Gesichtszügen, einem sehr freundlichen, klugen Auge, das überall herumspäht, während über die ästhetische, fast faunische Gourmandise, welche auf den Zügen liegt, die mit Nase und Mund zusammenhängen, ein gutmüthiges und zuthunliches Lächeln sich ergießt. Herr von Raumer trägt sich schlicht und bescheiden, und ist unter sehr herzlichen Bewillkommnungen seiner Zuhörer allmählig auf das Katheder gestiegen, wo er die vergangene Lektion zu rekapituliren und das Thema der neuen zu entwickeln anfängt.

Herrn von Raumers Vortrag besitzt dieselbe Trockenheit, die ich schon an seiner äußern Gestalt erwähnt habe. Er ist keineswegs monoton, hat sogar eine gewisse Modulation, allein es

fehlt seiner Stimme und dem Accent, den er ihr zu geben weiß, an der Vollsaftigkeit, welche zum Herzen oder zur Phantasie spricht. Herr von Raumer hat eine gewisse Musik, wie sie Gusikow etwa aus Holzstäben zu locken weiß. Es ist dasselbe kurze, schnell verklingende, pointirte Wesen, das nur durch die schleunigste Bewegung und die schnellste Aufeinanderfolge eine gewisse harmonische Rundung bekömmt und bei Herrn von Raumer vollends nur den Verstand beschäftigt. Sein Cursus ist eine Uebungsschule für gewandte Combination und Verknüpfung heterogener Thatsachen. Hier und dahin greifend, vom Zehnten ins Zwanzigste, manchmal auch wohl vom Hundertsten ins Tausendste springend und dabei selbst das Widernatürlichste ineinandernestelnd, wirkt er auf die Urtheilskraft und Dialektik seiner jungen Zuhörer mächtig ein. Man folgt seinen Parallelen, Vergleichungen, seinen Gesetzen, die er aus kleinen Erfahrungen

zieht, dieser oft kleinen Krämerei von beiläufigen Bemerkungen und oft wieder ebenso großartigen Reduktionen des Unbedeutenden auf eine Verwandtschaft, die selbst das Winzige gut hervortreten läßt, mit der wißbegierigsten Theilnahme, ohne jedoch etwas davon notiren zu können. Das Praktische tritt an Herrn von Raumer so entschieden hervor, daß man entweder gleich handeln oder sprechen möchte, keinesweges aber schreiben kann. Herrn von Raumers Cursus über Universalgeschichte ist die reichste Belehrungsquelle, die jungen Männern auf der Universität erschlossen werden kann.

Versuchen wir vom Voranstehenden einen Schluß auf Herrn von Raumers Stellung dem deutschen Publikum gegenüber zu machen, so zeichnet alle Schriften und seine ganze literarische Carriere überhaupt dieser eigenthümliche praktische Takt aus, der ihnen fast den Charakter eines Beamten giebt. Die Einen halten die Geschichte

für eine große Anekdote, und kramen in ihr mit der bloßen Neugier alles wissen zu wollen. So Schlosser. Die Andern wollen einen großen Hauptzweck darin ausgedrückt sehen. Die Letzten endlich, (und Herr von Raumer gehört zu ihnen, so aber, daß sie auch die Ersten seyn können,) halten die Geschichte für eine Lehrerin, den Weltgeist für einen Professor, der in verschiedenen Perioden verschiedene Themata abhandelt, der die Geschichte nur deßhalb macht, um gewisse Abstraktionen und Grundsätze zu beweisen. Herr von Raumer unterscheidet sich dadurch entschieden von der sogenannten philosophischen Geschichtsansicht, daß er keine Andacht und Bewunderung der historischen Fakta duldet, sondern in gleichem Athem von den Phöniziern bis auf die Parlamentsreform herunter erzählt und dies Alles nur dazu dienen läßt, daß er beweist; Recht war immer Unrecht, Unrecht immer Recht; die Tugend mußte dem Laster dienen, um zuletzt

doch nur dem guten Mittel, nicht dem schlechten Zwecke die Ehre zu geben: die Republiken und Despotien waren zu allen Zeiten gleich, was ihre Achtung vor der Menschenwürde betrifft; die Uebervölkerung hat immer ihre bestimmten Abzugskanäle, sei es nun Krieg oder Pest oder die Entdeckung eines neuen Industriezweiges, der einigen Hunderttausenden mehr die Existenz sichert .... Kurz Herr von Raumer geht immer von dem Schiller'schen Satze aus und kömmt auf ihn wieder zurück: Alles wiederhole sich nur im Leben, nichts Neues geschehe unter der Sonne. Politik, Moral, Religion, Kunst, Oekonomie, das sind die Anknüpfungen, die Herr von Raumer zu gebrauchen pflegt, und die ihm oft das Ansehen geben, als schilderte er die Geschichte nur, um die Thatsachen jener Wissenschaften und Ideenkreise zu beweisen. Er verletzt die Selbstständigkeit der Geschichte. Sie ist ihm nur eine Fundgrube von Beispielen, die

dazu dienen müssen, seine Lieblingsneigungen zu beweisen und aufzuklären.

Da man bisher diese Bemerkung als die Eigenthümlichkeit des Herrn von Raumer hervorzuheben unterlassen hat, so ist er in den Ruf eines Dilettanten gekommen, und hat das Unglück gehabt, an der Authentizität seiner Forschungen, an dem Gelehrtenstaube seiner Quellenstudien bezweifelt zu werden. Seine klassische Geschichte der Hohenstaufen, seine neuesten Quellen-Beiträge zur Geschichte der drei letzten Jahrhunderte haben nicht schwer genug gewogen, um ihn von einem Vorwurfe zu befreien, der zwar das Lob des Geschmackes und der Eleganz, auch das Lob einer feinen Urtheilsgabe zulassen würde, jedoch seine wissenschaftliche Competenz in einem Grade streitig machen müßte, der für einen Mann des Katheders empfindlich ist. Herr von Raumer hat die Quellen gründlich eingesehen, er wird immer den Ruf eines gewissenhaften Ge-

lehrten mit vollem Rechte in Anspruch nehmen dürfen; nur seine Behendigkeit, sein allerdings praktischer Blick, seine übergroße Geneigtheit zur Reflexion, seine Apropos und vor Allem eine gewisse Administrationsphysiognomie geben ihm das Ansehen des Dilettantismus, dessen guter Eigenschaften er sich mit Recht rühmen darf. Wenn Herr von Raumer Kritiken über Madame Crelinger schreibt, sollte man noch nicht so eilig schließen, könne er keine lateinische Manuscripte eingesehen haben. Der ganze Unterschied zwischen ihm und Herrn Schlosser ist hier nur der, jener kennt die Schauspielerinnen unsrer Zeit und dieser diejenigen, welche im achtzehnten Jahrhundert geblüht haben. Beide Gelehrten sind in ihrer Art Petitmaitres, Herr von Raumer wäre im Stande, über die Mode unsrer Zeit zu schreiben, Herr Schlosser studirt über die Moden, die schon eine Antiquität geworden sind. Da find' ich keinen erheblichen Unterschied.

Die Hauptsache in der Beurtheilung des Herrn von Raumer wird immer die bleiben müssen, sein ausgezeichnetes Administrationstalent anzuerkennen und einzugestehen, daß er die Geschichte als ein trefflich routinirter Beamter schreibt. Räsonnirende Statistik möchte man den Vorzug des Herrn von Raumer nennen; dieser Ausdruck vereinigt seine Trockenheit und sein flackerndes Redefeuer. Niemand weiß in Deutschland so geschickt mit Zahlen umzuspringen wie Herr von Raumer. Niemand zieht aus einer Legion Nullen nebst einigen benannten Zahlen und Brüchen soviel interessante Resultate für die Sittengeschichte, Nationalökonomie und überhaupt die politischen und schönen Wissenschaften. Wo Herr von Raumer in der Geschichte kein mathematisches Gesetz entdecken kann, da findet er gewiß ein arithmetisches. Hieraus entspringt sein eigenthümliches Classifiziren, das Herüber und Hinüber seines beweglichen Geistes, der sich

seine Grenzpfähle und Gesichtspunkte abstecken muß, um die gewaltigen Stoffmassen zu bemeistern und der Darstellung derselben die logischen Lichter aufzusetzen. Die Constructionshistoriker manipuliren die Geschichte, als säßen sie im sausenden Webstuhle der Zeit. Sie machen die Geschichte nach, wie sie der Weltgeist selbst gemacht hat. Ebenso möchte man auch bei Herrn von Raumer glauben, er treibe sein Handwerk als Weberei. Er schürzt hie und da einen Knoten, schlägt hier einen Faden und da einen ein, das Schiffchen seiner Zunge fährt dabei auf und ab, hin und her, immer lustig und gut im Stande, bis das Garn zu Ende ist und einmal in Paris oder in London wieder Neues gesponnen werden muß. Solche Vorarbeiten pflegen dann als Briefe aus jenen Orten oder aus „England im Jahre 1835" im Buchhandel zu erscheinen. Herr von Raumer zeigt sich dem Publikum im Zustande des Avant, pendant und

après. Seine Rastlosigkeit gestattet ihm sogar, sich öffentlich in seiner schriftstellerischen Toilette zu zeigen. Die Kritik hat ihm in neuerer Zeit diese Mittheilungslust, die sich sogar auf rohe Materialien erstreckt, sehr übel genommen. Allein hätte man sich eingestanden, daß Herrn von Raumers wahrer Kern die räsonnirende Statistik ist, so würde man finden, daß zwischen seinen ausgearbeiteten Geschichtswerken und den Materialien dazu ein sehr unschuldiger, natürlicher Uebergang statt findet.

Dieser Historiker begann seine Laufbahn im Cabinet des Fürsten Hardenberg. Eine unbegränzte Liebe zu den historischen Wissenschaften vermochte ihn, seine Stellung aufzugeben und eine Breslauer Professur zu übernehmen. Sein Abschied als Beamter hinderte ihn aber nicht, die Gewöhnung an Verwaltungsideen mit sich auf die Universität zu nehmen und allen seinen Leistungen die oben angedeutete administrative

Färbung zu geben. Herr von Raumer kam zu einer Zeit nach Breslau, wo diese ehrenwerthe Provinzialhauptstadt, als gewesener Heerd der preussischen Nationalbewaffnung, einen Aufschwung erhalten hatte, dem zuerst die Universität und der Turnergeist, später das Theater und die Literatur auf eine achtbare und behagliche Höhe emporhalfen. Eine gewisse ästhetische Frivolität kann man der letzten Epoche der damaligen breslauer Blüthenperiode nicht absprechen. Es waren mancherlei gesellige, besonders theatralische Elemente, die damals, wie überall in der Restaurationszeit, gerade einen gar erheiternden Zusammenstoß in Schlesien feierten. Herr von Raumer nahm mit schalkischer Laune an dieser Stimmung Theil, und mischte etwas Liberalismus, etwas Statistik und Hohenstaufenschwärmerei zu der fröhlichen Existenz hinzu. Will man einen sprechenden Ausdruck jener Zeiten haben, so lese man seine Reise nach Venedig, ein

Buch, das theils von Macchiavell, theils von Adam Smith, theils aber auch von Thümmel geschrieben seyn könnte. Es werden darin mancherlei Zeitfragen abgehandelt, einige Italienische Gegenden und Wirthshausscenen beschrieben, zum großen Theil aber nur Witze, mitunter gute, mitunter schlechte, gerissen.

Herr von Raumer kam als Verfasser der Hohenstaufen nach Berlin. Die Theatermanie begleitete ihn und fand in der Residenz reichliche Nahrung, da damals Oper, Ballet, Schauspiel und Farce in blühendem Zustande waren, und es sogar von der sogenannten Geistesphilosophie nicht verschmäht wurde, an jenen ästhetischen Saturnalien Theil zu nehmen. Herr von Raumer brachte noch eine andere Empfänglichkeit mit, die an ihm allmählig charakteristisch wurde und von unserer Seite einer Erklärung bedarf. Denn es ist etwas schwer zu begreifen, wie man erst eine Reise, in welcher die ledernen Hosen des

Bedienten, welchen Herr von Raumer mitnahm, eine Hauptrolle spielen, schreiben, und dann mit einer großen Anhänglichkeit an Mystik, Ironie, Tieck- und Solgersche Kunsttheorie auftreten kann. Es wird wohl ein Theil dieses Widerspruches im Zeitgeist und ein andrer im Charakter des Herrn von Raumer liegen.

Die Geschichte der Hohenstaufen war eine der Hauptstützen des in Deutschland um sich greifenden mittelalterlichen Wesens. Ideen über Deutschlands Einheit und Größe, Einbildungen über unerringliche Bestrebungen knüpfte man am liebsten an eine Periode an, welche die einzige zur Erhabenheit sich gruppirende der deutschen Geschichte ist. Der Begriff des Weltreiches, der in den Köpfen der Hohenstaufen spukte, zündete viele deutsche Gelehrte an, die oft um so heftiger flackerten, je trockner das Holz war, aus welchem sie der Schöpfer geschnitten hatte. Ueber Hildebrand, über Friedrich Barbarossa wurde

viel geschwärmt, viel Tragödien begannen sich zu dichten; selbst bis in die Moskowitischen Wälder, wo damals noch Herr Raupach lebte, drang der Jubel einer wenigstens in der Poesie wiedergefundenen Nationaleinheit.

Herr von Raumer schürte durch sein vortreffliches Werk die Lohe der mittelalterlichen Manie, ohne sich selbst von ihr anstecken zu lassen, wenigstens von historischer Seite nicht. Herrn von Raumer kann man durch die Geschichte nicht beikommen, wenn man ihn in Enthusiasmus versetzen wollte; denn die Geschichte ist seine Freundin, seine nüchterne alte Tante, mit der er auf dem Fuße der Reflexion steht, mit der er weder Tendenzen noch ewige Wahrheiten, sondern nur kleine Erfahrungssätze, kleine Maximen, kleine Analogien durchspricht. Soll ihn etwas mit Macht ergreifen, so muß es von einem andern Gebiete herkommen. Herr von Raumer ist Supernaturalist, in der Religion zum kleinern Theil,

zum überwiegenden in der Aesthetik. Er nimmt an, daß es gewisse versperrte Gränzen des Gedankens giebt, über welche das Gefühl allenfalls in einem Zwielicht noch hinaustappen und manches, wenn nicht Gewisse, doch Wahrscheinliche heraustasten kann. Wenn irgend etwas an Herrn von Raumer den Charakter des Dilettantismus hat, so ist es diese fröhliche und etwas anomale Kopfhängerei desselben. Er kann fünf und fünfzig Minuten hintereinander frivolisiren, und in den letzten fünf Minuten wird er plötzlich eine gewisse Glasur in die Augen bringen, die man nur an Verzückten und Mystikern zu sehen gewohnt ist. Herr von Raumer spricht dann gewöhnlich von der Gründung der Christuslehre, von dem heiligen Bernhard von Clairvaux, von Franz von Assisi oder von der Solger'schen Ironie, welche letztere ihm recht der Ausdruck dieses Kampfes zwischen dem klugen und muntern Verstande und einer angebornen Herzens-

sehnsucht ist, eines Kampfes, dessen Schlachtfelder oft genug in seinem Innern liegen.

Das Gemisch des Heiligen und Weltlichen hat in Deutschland mehre Stufen erlebt. Die erste war die, auf welcher Görres in München noch steht, und auf welcher sich sein Sohn mit dem Grafen Pocci z. B. noch um ihn herum bewegt, indem sie kindisch-kindlich mit dem Heiligen spielen, Bilderbücher für alte Leute machen, wo die Unbeholfenheit des Mittelalters in Sprache und Zeichnung absichtlich wieder gegeben wird. Derjenige, welcher in das Gemisch des Heiligen und Weltlichen schon seinen protestantisch-uckermärkischen Geist mitbrachte, war Achim von Arnim, der Gemahl Bettinens. Er war schon nicht mehr das unter Blumen spielende Lamm, wie Brentano, sondern es störte ihn zu wissen, daß die Lämmer geschoren werden und jährlich in Stettin ein großer Wollmarkt ist, wo an der Wolle nur gesehen wird, ob sie hübsch fett und

vom Lamm geschoren ist. Achim von Arnim bahnte jener Ironie den Weg, welche Tieck nach vielen vergeblichen Versuchen in der spielenden und frommen Poesie endlich in seinen Novellen als eigne Kunstform behandelte und von Solger in die Aesthetik einführen ließ. Herrn von Raumers eigenthümlicher Gemüthsbeschaffenheit konnte nichts so Ansprechendes geboten werden. Er rettete in jenem Genre seinen gesunden Menschenverstand, der so gut rechnen, der so praktische Ansichten über Findelhäuser und Armenanstalten entwickeln kann, und zu gleicher Zeit eine gewisse heimliche, norddeutsche Gemüthlichkeit, die ein natürliches Erbstück an ihm ist und das Meiste dazu beiträgt, ihm jenes oben geschilderte einfache, schlichte und bürgerliche Aussehen zu geben. Diese Ironie hat Herr von Raumer seither nicht mehr verlassen und ihm jene eigenthümliche Halbheit erhalten, welche namentlich in Fragen der Politik von entschiedenen Partei-

gängern ihm so heftig, und wenn man dabei verlangt, jede Originalität solle sich von dem Hammer des Zeitgeistes breitschlagen lassen, so unbillig vorgeworfen ist.

Zunächst darf man nicht einmal unerwähnt lassen, daß jener trockne gesunde Verstand es war, der Herrn von Raumer trieb, sich bei der durch die Julirevolution geweckten politischen Diskussion nach Kräften einzumischen. Er gab seine Entwickelung der Begriffe über Staat und Recht zum zweiten Male heraus, und wär vielleicht nur durch die erste Abfassung und durch die Scheu, welche jeder freie Mann vor seiner Vergangenheit haben muß, veranlaßt, des Widersprechenden, Unbestimmten, des zweifelhaft Gelassenen eine große Partie in die bekannte Schrift aufzunehmen. Im Allgemeinen ist diese Publikation etwas flüchtig und unordentlich abgefaßt, die einzelnen Theile der Darstellung stehen in keinem recht systematischen Zusammen-

hange, die Entwickelung hat die Form des Fragmentarischen und Beiläufigen und geht selten aus innern Nothwendigkeiten hervor, die man bei Begriffen, welche sich unter der Hand der Geschichte bildeten, doch statuiren muß, ohne darum Hegelianer zu seyn. Herr von Raumer hat überhaupt in dieser Schrift seine große Hinneigung zum Formellen und Unwesentlichen an den Tag gelegt, er hat sich wieder den Vorwurf müssen gefallen lassen, von den Einen, daß er auf die Wissenschaft, von den Andern, daß er sogar auf die Wahrheit dilettire. Er hat die Ueberzeugung fast immer als eine Geschmackssache dargestellt und nicht verbergen können, wie sehr die geistreiche Motivirung, die Form und der oft nur sprachliche Ausdruck der verschiedenen in der Politik aufgetauchten Meinungen auf sein Urtheil einfließen. Es herrscht weniger strikte Philosophie in dem Werke, als ein Maaßstab, der vom Theater, von der Kunst, von der Lite-

ratur überhaupt, auf eine Branche der Letztern übertragen wird, da doch des Verfassers Gegenstand weit mehr lebendige Thatsachen als Bücher waren. Man hat schon anderseits hervorgehoben, Herr von Raumer könnte eine ganz bestimmte Meinung eben gefaßt haben, und in dem Momente käme der Verfasser von the Beauteful and the Sublime mit seinem rhetorischen Farbenspiel und alles wäre hin, Satz, Gegensatz, Voraussetzung, Schluß; Herr von Raumer halte nicht mehr Stich, mit keinem einzigen seiner Paragraphen mehr.

Diese Ironie, die man aber zuletzt nur noch Selbsttäuschung nennen kann, hat sich in den drei bis vier letzten Jahren, von heute zurückgerechnet, an Herrn von Raumer ansehnlich gemildert. Es giebt hier viel Umstände, die, um jene Erscheinung erklärbar zu machen, zusammenwirkten. Im Allgemeinen ist es wohl das Gefühl der Isolirung, was Herrn von Raumer in

seinen jüngsten Schriften eine Bitterkeit gab, t
manches schwierige Verhältniß nicht mehr schei
und hie und da eine für seine Stellung wichti
Rücksicht zu verletzen wagte. Einen gewiss
Supranaturalismus würde Herr von Raum
sehr gern zugestanden haben, allein der Pieti
mus und die Muckerei sind denn doch Extren
wo man sich in Acht nimmt, auch nur die g
ringste Conzession ohne Clausel zu geben od
überhaupt Sätze aufzustellen, welche der Fan
tismus könnte für sich in Anspruch nehme
Andre Bestrebungen mußten mit gleich nied
schlagender Kraft auf Herrn von Raumer wirke
die Hegelsche Schule, die juristisch-pietistisch
Faust- und Bibelerklärer, kurz eine Menge excl
siver Richtungen, die sich bis zu der von Her
von Raumer um jeden Preis zurückgewiesene
hoffentlich nur provisorischen deutschen Censu
anstalt erstreckten. Dazu kömmt die gänzlich
Antiquirung der Anknüpfungen, die Herr vo

Raumer bisher gewohnt war; das sichtliche Absterben des Tieck'schen Talentes, der Mangel aller Ironie in unsrer ziemlich ernsten Zeit, die Verdächtigung des Spaßes und eine Unbehaglichkeit, die sich sogar auf die gesellschaftliche Existenz erstrecken muß, wenn man bedenkt, wie sehr seit zehn Jahren das Parteiwesen und der Meinungsstreit sich bis in die innersten Ritzen der Häuslichkeit und der Familie verzweigt haben. Verstimmt über diese Erfahrungen reiste Herr von Raumer nach England.

Schon die Aeusserlichkeit dieser englischen Reise war eine stille Protestation gegen Verhältnisse, welche ihn beengten. Herr von Raumer schrieb, als er seine Reise wiederholte, an sämmtliche deutsche Zeitungsredaktionen und bat sie inständigst, dem Gerücht, als reise er auf Staatsunkosten, zu widersprechen und im Gegentheil herauszuheben, daß er auf seinen eignen Beutel reise. Was sollte diese Reklamation bedeuten?

Sollte sie ihn vor der englischen Tory-Kritik in Schutz nehmen, die ihn erst einen „verlaufenen Landstreicher" genannt hatte und ihn, wenn er Geld zur Reise empfing, leicht auch einen „besoldeten Agenten" hätte nennen können? Oder wollte Herr von Raumer, indem er eine Sache hervorhob, die nicht geschah, andeuten, daß sie sehr gut hätte geschehen können? Ich glaube das Letztre, ich glaube an die Verstimmung der alten guten Laune des Herrn von Raumer.

Sein Buch über England hat die verschiedensten Urtheile hervorgerufen. Der hauptsächlichste Mangel desselben ist wohl der, daß es die Beschreibung einer Reise enthält, die der Verfasser nach Ablauf eines Jahres zu wiederholen gedachte. Einen solchen Reiz, wie Fürst Pückler seinen verstorbenen und ewig jungen Briefen gab, konnte er erst in dem Augenblick beschwören, wo er sich entschloß, nie wieder nach England zu reisen. Auch Herr von Raumer suchte das

high life der Aristokratie der Meinung und der Bildung ins Auge zu fassen. Was wird er aber von ihm sagen können, wenn er den Wortführern und Tonangebern der großen Gesellschaft wieder zu begegnen gedenkt? Der hauptsächlichste Mangel dieser Reise ist der, daß er sie wiederholte.

Die Fehler und Irrthümer, welche die englische Kritik dem Buche über England vorgeworfen hat, muß man unterscheiden. Jene sind leicht zu entschuldigen bei der Masse von Stoffen, die sich einem solchen Sichfürallesinteressirer zur Beachtung darboten und bei seiner Stellung als Fremder. Die letztern kamen auf Rechnung des entschiedenen Whiggismus, dem sich Herr von Raumer zuwandte, und der ihm auf der einen Seite die Ehre brachte, von J. Russel im Parlamente zitirt zu werden, auf der andern eine Verfolgung der Tories, die ihn mit dem ganzen kothigen Humor, welchen die Engländer Kritik

zu nennen pflegen, überschüttete. Weit me
für sich hat das andere von dem Quarterly R
view aufgestellte Axiom seines Tadels: D
kömmst nach England als ein Bewunderer d
ner heimathlichen autokratischen Staatsform
und willst bei uns den Revolutionär spiele
Allein auch hier giebt es einen Punkt, wo s
die treffende Spitze des Angriffs abbiegt. D
Engländer kann eines Theils jene feine Opp
sition nicht verstehen, die in dem Buche: En
land im Jahre 1835 liegt, jene kleinen Ande
tungen über die verstimmte Gegenwart, wel
bei gewissen Leuten ein heißes Blut müss
rege gemacht haben, Andeutungen, die vi
leicht für die Erlösung unsrer gegenwä
tigen Zustände wichtiger sind, als wen
Herr von Raumer in seinem Buche eine kom
plette Demagogie entwickelt hätte; andererseit
ist der Deutsche von Haus aus unfähig, frem
Verhältnisse nach seinen eigenen zu beurtheile

Das Fremde ist für ihn immer Sache des Studiums, wie sehr ihm auch in der Heimath die persönliche Erfahrung auf die Finger brennt. Was die Kritik des Quarterly Review an Herrn von Raumer aussetzt, wird mehr oder weniger die Schwäche aller Deutschen seyn.

Im Uebrigen ist die erwähnte Schrift mit dem Schleppkleide, welches ihr an historischen Excerpten und Commentarien angehängt worden ist, eine Fundgrube vortrefflicher Materialien. Herr von Raumer ist wieder zu seiner räsonnirenden Statistik zurückgekehrt und erzählt uns in demselben Athem, wie man den Hamlet auf Drulylane gegeben und wie viel Oxhoft Porter jährlich in London gebraut werden. An den Tabellen und verhältnißmäßigen Zahlenberechnungen, die Mrs. Austin hier übersetzt hat, konnten die Engländer sich überzeugen, daß in solchen Registraturarbeiten die Deutschen Meister sind, und daß selbst Männer, die über die Kunst

und schöne Literatur sprechen, doch den Viehb
stand einer Nation und die Mastungsmethol
der irischen Gänse für Gegenstände ihrer Unte
suchungen halten. Finden sich diese Fragen z
fällig in der Reise des Herrn von Raumer nic
gelöst, so kann man doch die Versicherung gebe
daß er Notizen darüber mit Freuden würde en
pfangen und aufgeschrieben haben.

Ziehen wir aus Vorhergehendem eine
Schluß, so bleibt es fest, daß Herr von Ra
mer, in der unnützen Besorgniß für einen D
lettanten gehalten zu werden, einen oft sehr lan
weiligen Begriff von der Gelehrsamkeit ha
Seine statistisch-archivalischen Expositionen sin
selten von der Wichtigkeit, die er ihnen, ma
weiß nicht, durch welche Selbsttäuschung beileg
Seine Dokumente über Friedrich den Große
sollen wenig Neues enthalten. Seine Untersu
chungen über Maria und Elisabeth erschöpfe
sich in ganz spitzfindigen und langweiligen D

stinktionen, die eine auf der Hand liegende Wahrheit nimmermehr umstürzen werden. Kein Mensch verlangt von Herrn von Raumer, daß er Verse mache, aber Jedermann fühlt sich durch eine Autorschaft belästigt, die heute über Mad. Crelinger, morgen über Raupach und in einigen Tagen über die Statistik der englischen Essigfabriken sprechen wird. Diese flackernde, irrlichternde Rührigkeit und Alleskönnerei hat viel dazu beigetragen, einen Gelehrten zu isoliren und zu einer persönlichen Grille zu stempeln, der grade so großen Beruf zu haben scheint, sich dem größern Publikum recht nahe zu bringen und dem Urtheile desselben als ein stets mit gleicher Klarheit sichtbarer Leitstern zu dienen.

Möchte der Zweck dieser Skizze nicht verkannt werden! Sie soll einestheils die Person selbst, der sie gilt, veranlassen, sich den Bestrebungen und Verhältnissen der Nation enger und aufrichtiger anzuschließen; anderntheils aber auch

die Verdächtigungen zurückweisen, die man von mancherlei Seiten her gegen Herrn von Raumer rege gemacht hat. Da wo man Alles vermißt, setzt man das Geringe, was man allenfalls besitzt, außer aller Wirksamkeit. Je weniger man von Herrn von Raumer fordert, desto größer wird die Ueberraschung seyn, wenn er in seinen Leistungen unsre Erwartung übertrifft. Wer, wie ich, niemals an Herrn von Raumer die Zumuthung gestellt hat, irgend eine mir wünschenswerthe Rolle zu spielen, der wird sich nie bequemen können, den Vorurtheilen unbedingten Raum zu geben, von welchen dieser Gelehrte verfolgt zu werden pflegt.

III.

J. P. von Rehfues.

Die eigenthümliche Wärme, welche den ausge-
ichneten in Italien spielenden Roman: die
eue Medea, belebt, kann man sich nur aus
en Umständen erklären, welche die allmälig ge-
iftete Autorschaft desselben begleiten. Der Ver-
sser lebte Jahre lang unter dem italienischen
immel, in diesen blauen Fernsichten eines un-
ermeßlichen Horizontes, in den Abwechselungen
es italienischen Lebens, wie sie von den erha-
ensten Erinnerungen der Vergangenheit sich all-
nälig zu den wunderlichen Sitten der Gegen-
vart, von der Pracht jener weltlichen und geistli-
hen Autoritätsrepräsentationen bis zu dem wir-
ren Durcheinander eines selbst im Elend fröhli-
hen Volkslebens abstufen. Und doch ist die an-

gedeutete Wärme hier nicht die alleinige Frucht der Autopsie. Wer Italien in dem Momente wo er es sieht, schildert, schildert weit mehr seine Entzückung, als die Wahrheit des Gegenstandes, die ihr zum Grunde liegt. Italien hat durchaus nicht jene üppige, lachende Farbenpracht, welche in den Tagebüchern italienischer Reisen blitzt und lockt. Es liegt vielmehr auf der Schönheit dieses Landes ein dünner, kaum sichtbarer Flor, der die Farben alle mit etwas kreidiger Zuthat versetzt und ihnen jenen zauberhaften Schmelz, jenen verführerischen Schein von Ermattung, jene Siestenruhe der Schönheit gibt, die auch auf den prangenden und farbensatten Gemälden dieses Romanes unverkennbar liegt. Mit einem Worte, wer das italienische Colorit richtig treffen will, muß die Sehnsucht nach Italien malen, dies stille Verlangen nach dem beglückenden Wiedersehn in jenen Gedächtnissen, die einst das italienische Leben mit rascher Neugier in sich

aufnahmen und sich durch die Stufenfolge von erhebenden Erfahrungen, die vom Fuß der Alpen bis hinunter an den Golf von Neapel gemacht werden, schon auf die Wunder des tiefern Südens wie auf etwas weniger Wunderbares vorbereiten konnten. Diese Lichter der Sehnsucht, welche in den Romanen unsers Verfassers auf seine Gemälde gesetzt sind, dieses Helldunkel der Erinnerung gibt ihnen einen so wunderbaren Lokalreiz und eine so seltene Wahrheit der Tinten und des Hintergrundes, daß man durch diese Vorzüge entschädigt seyn würde, wenn der Verfasser in seinen Gestalten und Combinationen, in seiner Menschenkenntniß weniger ausgezeichnet wäre, als er es ist.

Die Deutschen sind ein Volk, welches bis jetzt für die Politik nur wenig Talent gezeigt hat. Dennoch pflegen sie in neuerer Zeit alles nach der Politik zu beurtheilen. Der Verfasser des Scipio Cicala imponirte, so lange er sein In-

cognito behaupten konnte. Plötzlich erfuhr man, daß derselbe eine Hauptstütze der conservativen Partei war; in dem Augenblicke hörte der Verfasser des Scipio Cicala auf, für einen großen Dichter zu gelten. Ich weiß nicht, ob ich sagen darf, daß diese Art, Gerechtigkeit zu üben, eines großen Volkes würdig ist. Eines freien Volkes würdig ist sie nicht. Wäre der Verfasser des Scipio Cicala in der Lage, in welcher Lamartine und Chateaubriand sind, kein Franzose würde, wenn auch seine Gesinnungen, doch seinen Styl, seine Phantasie, sein außerordentliches Erzählungstalent in Abrede stellen. Je geringer unsere politische Tüchtigkeit ist, desto eifersüchtiger sind wir darauf. Wir haben die großen Dichter nicht im Ueberfluß, und sollten von dem Verf. des Scipio Cicala und der neuen Medea, in Betreff seiner politischen Meinungen sagen: **Tant pis pour lui!** in Betreff seiner classischen Ver-

dienste aber ihn auch nicht um einen Stengel an seinem Lorbeerkranze verkürzen.

Die Menschen wollen nur immer Personalitäten, äußre Kennzeichen und Coulissendetails haben. Viele lesen ein Buch, und urtheilen darüber erst, wenn sie wissen, wer der Verfasser desselben ist. Ueber einen Mann, der z. B. hinkt, urtheilen wir schon gleich freier, als wenn wir von ihm nur wissen, daß er ein Buch geschrieben hat. Man hatte nicht nöthig, sich über den Verf. des Scipio Cicala erst bei dem Leumund der Welt zu orientiren; man konnte die conservativen Gesinnungen desselben, mit ihren respektabeln und zweifelhaften Seiten aus dem Romane selbst entnehmen. Ich wies sie dem Verf. damals sogleich nach, wurde durch die spätere Enthüllung des persönlichen Geheimnisses nicht überrascht, und scheue mich nicht, auch dieser neuen Produktion einer reifen und poetischen Beobach-

tungs- und Erfindungsgabe die gebührende Huldigung darzubringen.

Wir sind in den Anfang des 17ten Jahrhunderts versetzt. Wir sehen Neapel, das adriatische Meerufer und Venedig vor unsern Blicken ausgebreitet. Dort ruht die spanische Herrschaft auf einem Volke, welches die Freiheit niemals gekannt hat, und sie in geistigen Dingen viel zu wenig zu behaupten weiß, als daß es den Druck der fremden Ketten gefühlt hätte; hier sinken die stolzen Paläste und Kräfte der venetianischen Republik allmälig auf ihren Lagunenpfählen ein, wie man noch heute mit Bedauern in der Markuskirche sieht, daß der musivische Fußboden derselben sich gesenkt hat und uneben geworden ist. Einige Griechinnen beschäftigen uns, einige Abendländer, die, in der Normandie geboren, auf der spanischen Flotte einiges Ansehen erlangt hatten und vom Dichter wohl in die Nähe der ihrer bedürftigen Vicekönige gebracht werden durften.

ie Liebe braucht hier mancherlei Verschlingun-
n, um ihr ewiges Lied, das mit Scherzen be-
nnt und mit Thränen aufhört, durchzuführen.
ald stehen wir auf dem Festlande der Geschich-
, bald schaukeln wir uns auf dem Nachen der
ichtung, die bald Sonnenschein, bald Sturm
d Gewitter zu zaubern weiß. Das Ganze be-
nnt wie eine Mythe und endet wie ein Stück
s Meer versenkter Geschichte, wo man wohl
ie Stätte weiß, daß etwas vorfiel, aber wo
och keinem Taucher eine glückliche Entdeckung
lungen ist. Einer dieser Taucher ist Prof.
anke in Berlin. Je weniger er über die Ge-
hichte einer venetianischen Verschwörung zu An-
ng des 17. Jahrhunderts etwas Gewisses zu sa-
en weiß, desto mehr konnte der Verf. der Me-
ea darüber Fabeln und sinnreiche Dichtungen
ufstellen.

Der Verf. versteht die Kunst, seine Charak-
ere fortwährend im epischen Bereiche zu erhalten.

Sie tragen nie den Sieg über die Darstellung selbst davon, ihre Leidenschaften sind nur an ihre Schicksale geknüpft, ihre Thaten verwandeln sich schnell in Ereignisse. Nichts stört die harmonische Gleichmäßigkeit, mit welcher der Verf. auch die lebhaftesten Situationen auf den Teppich seiner ruhigen Erzählung sticken kann. Das Außerordentliche wiegelt die Darstellung nicht auf, reißt den Faden der Geschichte nicht ab und zwingt ihn zu keiner neuen Anspinnung, ein Mißgeschick, aus welchem die neure Romantik eine Tugend gemacht hat. Die ersten Theile des Romanes enthalten wenig Handlung und sind doch voll spannender Momente. Der Verf., alle dramatischen Reizmittel verschmähend, eröffnet uns die Perspektive des Volkslebens, wo seine Erzählung einen Augenblick ruhen muß. Er beobachtet die Stunde und das Jahr, er läßt die Lokalitäten in einander verschwimmen, er kömmt schon durch die glückliche Wahl des Stoffes nie in Ver-

suchung, von seinen Situationen abzubiegen, die Momente wahrzunehmen, wo grad' eine vorübersegelnde Zufälligkeit ihm ein Seil zuwirft, das er erhaschen muß. Auch die neue Medea ist aus dem vollen Borne des Lebens geschöpft, eine organische, in sich gegliederte Kette von Zufällen, die erfunden, und von Erfindungen, die zufällig sind. Wahrheit und Dichtung verschlingen sich zu dem lachenden, heitern, auf feine plastischen Muskeln und Sehnen stolzen Reigen der Wirklichkeit...

Wer Romane aus Neugier liest, würde einen Auszug aus der Medea weit lieber haben, als die Dichtung selbst. Er wird bei dieser alle Augenblicke sich gefesselt und gehemmt fühlen, er wird den Gang der Erzählung für das Interesse, welches sie ihm eingeflößt hat, viel zu langsam finden. Wer die Romane dieses Verf. liest, soll aber mehr als neugierig seyn. Grade in der zitternden Ruhe, ihrer wogenden, meeresgleichen

Bewegung liegt für den unverdorbenen Geschmack ihr größter Reiz. Man folgt, wenn man zu genießen versteht, hier mit Wohlbehagen allen Ausschweifungen, welche sich die Erzählung erlaubt; man lauscht dem Gespräche des Volkes, man betrachtet staunend die Kunstwerke, die der Verf., ein zweiter Philostrat, so beredt in ihrer Bedeutung von der Wand zu lösen versteht. Man hört ihm über die Verwickelungen der Zeit und die politischen Sitten mit lernbegierigem Ohre zu, man prüft die Philosophie, welche der Verf. zur Moral seiner Heldenfabeln macht, verwirft sie vielleicht, sucht sie aber zuvor zu fassen und in ihrem Umfange in sein Verständniß aufzunehmen. Wir haben in der Oper Momente, wo keine Person auf der Bühne ist, wo wir nur den Hintergrund der Scene sehen und doch nichts vermissen, weil wir fühlen, daß dieser Moment nur von den Klängen der Musik, die hier etwas Tiefes zu sagen hat, ausgefüllt werden kann. Diese Augen-

Lücke treten oft in des Verfs. Romanen ein und ergreifen mächtiger, als manches, was er geglaubt der Handlung beifügen zu müssen, und was leider diesmal in der Medea zuweilen etwas derb und beinahe undelikat gerathen ist.

Das Interesse, welches ich an der Lektüre dieses Dichters stets genommen habe, glaub' ich auch diesmal nicht besser ausdrücken zu können, als durch einige negative Bemerkungen in Betreff des neuen Romans, die jedoch seinen zahlreichen Vorzügen keinen Eintrag thun sollen. Ich glaube, daß unbeschadet des spannenden Reizes, der in der ganzen Erzählung liegt, doch der Charakter Laura's weder klar gedacht, noch klar gezeichnet ist. Sie ist eine Griechin. Es soll damit etwas ausgedrückt und gesagt seyn, und nirgends tritt sie als solche hervor. Sie ist es nur beiläufig und gleichsam nachträglich. Sie soll Medea verglichen werden. Ihre Zauberkünste bilden, dem Titel des Romans zu Folge, die Hauptgrund-

lage und den höhern Wendepunkt der Erfindung. Wo zeigt dieselbe aber wohl die geringste Nothwendigkeit? Würde irgend etwas in der Erzählung anders seyn, als es ist, wenn auch das nächtliche Element der Medea, der Zaubergürtel der Venus, und die Konstellation der Gestirne in ihr gänzlich fehlten? Gewiß nicht; diese ganze Zuthat liegt außerhalb der Fabel und vermengt sich nicht, wie Oel nicht mit Wasser. Es ist ein ganz gezwungenes und eigensinnig behauptetes Ingrediens unsres Romanes und in seiner durchaus mechanischen Verknüpfung mit demselben um so anstößiger, als sogar der Titel des Buches, die höhere Weihe desselben, davon hergenommen und darin begründet ist. Man sieht an Laura nichts Medeenhaftes: sie ist ein gekränktes Weib und rächt sich nach langer den Schmerz und die Erwartung fast abkühlender Pause: sie könnte jenes seyn und dieses thun, auch ohne die Erinnerung an Medeen, auch ohne die griechische Hei-

math, auch ohne den Zaubergürtel, der nur dazu dient, die kurz vorm Schluß etwas schlaff auseinanderfallende Erzählung wieder zusammenzuhalten und aufzuschürzen.

Dieser Vorwurf, den der Verfasser gewiß selbst erwartet hat, würde, in eine entschiedenere Sprache übersetzt, darauf hinauskommen, daß an dem Romane die Hauptsache verfehlt ist und die Mittel weit hinter dem Zwecke zurückblieben. Allein die Milderung desselben liegt eben darin, daß das Hauptinteresse an der Handlung, wie der Verfasser es stellen will, erzwungen ist und dem harmlosen Leser nicht im Entferntesten einfällt, die Medeenkünste an Laura für interessanter, als die Schicksale Jacques Pierres zu halten. Daß Zweck und Ausführung an dem Romane entgegengesetzt wirken, bietet sich bei der Lektüre nicht unwillkürlich dar, man wird dadurch nicht gestört und kann nur den Verfasser bewundern, der doch sonst in Abwägung des künstlerischen

Gleichgewichts ein so großer Meister ist und diesen Mangel an Ebenmaaß nicht bemerkt hat. Der Titel und einige kleine Excurse über Laura's Zauberei sind das Einzige, was stört. Alles Uebrige geht seinen herrlichen, von der Caprice des Verfassers glücklicherweise ganz unabhängigen Gang.

Der Verfasser liebt weibliche Charaktere, die die Leidenschaft kennen, aber dabei den Gebrauch der Sinne verachten; oder wie soll man jene Gestalten bezeichnen, die nach dem Typus von Porzien im Scipio eingefugt sind? Laura wetteifert mit Porzien in einer Philosophie, die ihnen beiden der Verfasser als den objektiven, thatsächlichen, von ihm nur copirten allgemeinen Ausdruck der Weiblichkeit unterlegt. Der Verfasser will in Porzien und Laura, wo beide ihre frühern Geliebten in dem Augenblick verschmähen, wo sie sich ihnen nur noch aus Sinnlichkeit hingeben, etwas allgemein Weibliches, oder wenigstens etwas Moralisches zeichnen; ich glaub' aber nicht,

daß das, was unnatürlich und unwahr ist, jemals weiblich schön und moralisch seyn könne. Hat Laura so tief begründete Ansprüche auf die Delikatesse, mit der sie von Jacques Pierre behandelt seyn will? Kann sie gegen ihn Empfindungen hegen, die von der Sinnlichkeit abstrakt sind? Porzia konnte es gegen Scipio: Porzia war eine Nonne, Scipio ein Renegat: Porzia war eine Jungfrau. Laura ist weder Jungfrau noch Nonne; sie war Jacques Pierres Concubine: sie hat ein Kind von ihm. Noch mehr, Laura ist nicht einmal geistig rein, sie kann unmöglich bei ihren Zauberkünsten jene Feinheit der Empfindungen bewahrt haben, die ihr der Dichter unterlegen will. Medeas Gefühle müssen sinnlicher, ja raffinirender Art sein. Die Nothwendigkeit der Natur und ihres Charakters verlangt dies so. Eine Zauberin, eine wenn auch noch so poetische Concubine kann nicht jene Scene spielen, mit welcher das fünfte Buch schließt. Sie würde

bei Jacques Pierres Anträgen immer geglaubt haben, daß, wenn sie nur erst den Leib wieder hätte, die Seele und das Herz bald nachfolgen würden.

Ich sage nichts von der Bangigkeit, in welche mich jene Darstellungen versetzten, wo der Verfasser die deutschen Werbsoldaten so entsetzlich viel Biederkeit und Abneigung gegen die Revolution verschwenden läßt. Ich halte solche Erörterungen, wie sie vom Grafen von Nassau und seinem Hauptmann und später sogar von den Gemeinen ausgehen, für unpoetisch. Ich denke nicht daran, den Verfasser hier sein politisches Glaubensbekenntniß entgelten zu lassen; nicht im Entferntesten. Nein, die Aesthetik grade verbietet solche Episoden, solche direkte Tendenzbeziehungen, weil sie wiederum unwahr, dem damaligen Zeitgeiste ganz unangemessen sind und einen Ton in die Darstellung bringen, die die Darstellung selbst um ihre Rechte bringt. Die deut-

sche gutmüthige Beschränktheit im Contrast zu andern Charakteren, die in Italien, Spanien, wo sie wollen, spielen, schildern, das ist schön und rührend! aber jene bürgerlichen Haustugenden der Deutschen, die nur von ihrem Mangel an Blut und ihrer Kleinstädterei herrühren, diese positiven und sich breitmachenden Beschränktheiten dem leidenschaftlichen, poetischen Feuer anderer Nationen gegenüber in großartige Rechte einzusetzen, das mißlingt immer und macht wenigstens auf Deutsche, die recht gut wissen, woher all unsre Tugenden und Laster stammen, einen widerlichen Eindruck. Der Engländer ist doch wahrlich ein unpraktikabler Egoist und hält sein Land für das erste der Welt. Aber wo er in Dichtungen, die außerhalb Englands spielen, einen Engländer auftreten läßt, thut er es nicht anders, als um ihn lächerlich zu machen. Ich kann die Wahrheit, die in dieser Bemerkung liegt, nicht auseinandersetzen, sie ist im Gemüth be-

gründet, sie ist im idealischen Wesen der tung begründet. Wie kann unser flausre Nachbar in den Gebilden meiner Phantasie andern Werth ansprechen, als einen komis Wie kann ich ihn unter meine Helden, die Italien oder wo ich will außerhalb Deutsch sich entwickeln lasse, wie kann ich ihn da a als satyrisch einführen? Das Beispiel vom länder beweise dem Verfasser, daß diese V kung aus einem der Politik durchaus entf Gefühle fließt, nicht aus der speciellen Wa der Partei, sondern der allgemeinen und g Wahrheit der Natur.

Der Schluß der neuen Medea ist ergr schön. Nur wer die nächtliche Stille vene scher Lagunen kennt, begreift die Melan welche auf dem Tode der Helden des Ron liegt. Auch der Wassertod entspricht auf ckend zauberische Weise den in der Ferne ges nen Stanzen aus dem Tasso. Das ster

Jerusalem wird getröstet durch das befreite. Eine tiefe Lähmung aller elastischen Springfedern des Gemüthes bemächtigt sich unsrer. Wir enden die Lektüre, indem wir die Grausamkeit der Erzählung verwünschen und dem Dichter danken, daß er auf das grelle Finale doch eine so schwärmerisch versöhnende Dämpfung zu legen wußte. Sie sterben alle, sie sterben schmerzlich dahin; aber sie sterben nicht ohne Hoffnung, sie sterben, weil sie müssen, und wir weinen nicht einmal, weil eine sanfte versöhnende Abendruhe über uns kömmt und wir im Tode hier nur mit Auferstehungsgedanken geweckt werden.

IV.

Karl Immermann.

In seinem neuesten Werke, dem ersten Romane,
n er geschrieben, „die Epigonen," spricht
arl Immermann von einer Literatur der
insamen, der er sich nur noch zu widmen ge-
nne und deren Beifall ihm seine Impopularität
rgessen lasse. Wie persönlich auch das Motiv
eses Ausspruches seyn möge, so ist doch zuver-
ssig anzunehmen, daß diejenige Theilnahme, wel-
e Immermann vermißt, nicht blos für ihn nicht
rhanden ist, sondern überall und Jedem fehlt,
a ein Subjekt derselben überhaupt gar nicht exi-
irt. Eine Literatur mit nationaler Acclama-
on liegt außer dem Bereiche dessen, was wenig-
ens für jetzt noch in Deutschland möglich ist.
Die Unmöglichkeit liegt in den Umständen, vor

allen Dingen aber in dem, daß man einer ein greifenden, mächtigen und schlagenden Literatu nicht zu bedürfen scheint. Denn, wäre sie ein Bedürfniß, sie würde bald vorhanden seyn. Da achtzehnte Jahrhundert und sein Wendepunkt glüh ten Idealen und Ahnungen entgegen, beide Zeit räume strebten dahin, die Sphäre des Thatsäch lichen zu überschreiten und statt der alten eine neue Welt zu finden. Unsere Zeit dagegen, gebo ren aus dem Transscendentalismus, drängt in di alten Gleise zurück und will Wirklichkeit, wäh rend man früher von der Wahrheit sprach. Di alte Zeit war Revolution, die neue ist Constitu tion. Wenn in der neuen Zeit alle Interessen sich drängen, um an die Reihe und das Ihrige zu kommen, so wird nur die einzige Literatur ver gebens warten, und lange nicht wieder Dasjenige werden, was sie einst gewesen ist.

So richtig demnach im Allgemeinen Immer mann's Ausspruch ist, so ist er es doch nich

mehr, wenn er ihm eine persönliche Beziehung auf sich selbst gibt. Immermann wird eine gewisse geistige Regsamkeit, die in Deutschland nur durch die unglücklichsten Umstände gänzlich fehlen könnte, nicht abläugnen können, er wird sogar ein wogendes Mehr oder Weniger in verschiedenen Jahresläuften in diesem Betracht zugeben müssen. Immermann hat Recht, wenn er der Restaurationsperiode eine größere ästhetische Mündigkeit zuspricht, als der Gegenwart; aber er erwägt hiebei kaum, daß seine eignen Aktien (und auf diese scheint es ihm doch anzukommen) seit der Julirevolution günstiger gestellt sind, als sie es früher waren.

Wie trat Immermann auf? Seiner selbst sich nur ziemlich unklar bewußt. Er begann sogleich mit einer Manier, die aus seiner Stimmung entsprang, und diese Stimmung war ohne Grundsätze, war die Folge einer Menge mehr oder minder starker Antipathien. Immermann's duali-

stische Natur sprach sich besonders darin aus, daß er dasjenige mitmachte, was ihm verhaßt und sogar lächerlich war, daß er romantisirte, daß er Shakespeare nachahmte, und doch nichts so sehr haßte, als die Romantik und die Shakespearomanie. Durch diesen Zwiespalt verlor Immermann's erste Poesie ihr gläubiges Colorit, sie war das Produkt einer Bestrebung, die sich selbst ironisirte. Sie ist es sogar noch immer, wenn man bedenkt, daß es lange keinen Autor geben wird, der im Ton, in seiner Haltung, in seinem Hasse gegen die Illusionen und der bedachtsamen Berechnung seiner Poesie so viel Aehnlichkeit mit Göthe hat, und daß Immermann diesen vor Allen mit Mißgunst und Haß verfolgt.

Hatte Immermann bisher nur die Kritik beschäftigt, so schien es, als sollten nun seine historischen Dramen eine größere Theilnahme finden. Der Anlauf war glücklich, man wollte ihm offenbar wohl im Publikum, aber das Echo blieb

aus, oder der Dichter unterstützte es nicht; denn Heinianismen, Merlin und Alexis waren wahrlich keine Unterstützungen Friedrichs und Hofers. Von Merlin klagt der Verfasser der Epigonen, von Merlin, daß er ihm das liebste unter allen seinen Kindern gewesen wäre, von Merlin, den Niemand gelesen hat, lesen wird, und ich füge hinzu, den Niemand lesen kann: sollte der Widerwillen auch nur daher rühren, daß für die Nichtkenner der deutschen Sage ein Bruchstück derselben zu wenig war, für die Kenner derselben aber des Geborgten viel zu viel; man sah in dieser Dichtung nur Bekanntes, und als Eigenthum Immermann's nicht mehr, als eine willkührliche Auslegung davon, eine allegorische Deutung. Eben so ist Alexis eine kalte, moskowitische Produktion. Die klassicisirende Kürze derselben wirkt, wie jede Affektation frostig, das Originelle ist hier nur noch wunderlich.

Mit dem „Reise-Journal" endlich floß das

Maaß der Impopularität über; und doch begann von hier aus die poetische Erscheinung Immermann's mit spezieller Rücksicht gewürdigt zu werden. Einige junge Kritiker bedurften eines Namens, den sie der romantischen Schule gegenüber halten konnten, und wählten dazu Immermann. Es ist wunderbar, während sich Immermann durch die politischen Anzüglichkeiten und vornehmen Lästerungen in jenem Buche vor einer Klasse der Nation den letzten Rest gab, versuchten ihn gerade diejenigen, welche die Freisinnigsten sind und am wenigsten auf Formen sehen, für eine Merkwürdigkeit auszugeben, brachten ihn unter einen neuen Gesichtspunkt, und thaten dies mit so glücklichem Erfolg, daß Immermann Unrecht hat, von einer Literatur der Einsamen in dem Sinne zu sprechen, als müßte er unter den Deutschen auf Anerkennung verzichten. Von uns kann er ihrer immer gewiß seyn, und wir eilten, das Publikum auf die Erschei-

nung der Epigonen dringend aufmerksam zu machen. Sie entfalten ein buntes und anziehendes Gemälde von scharfsinnig combinirten Verwickelungen, sie geben Charaktere von täuschender Wahrheit, sie geben zuletzt einen Charakter, der der interessanteste von Allen ist, den des Verfassers selbst.

Der Held des Romanes, Herrmann, ist vortrefflich gezeichnet; gleichgültig durch sich selbst, interessant durch seine Begegnisse. Das herzogliche Paar, Wilhelmi, der Oheim, Alles wie lebende Bilder aus der Wirklichkeit, Medon, seine Frau und die Andern keine Schattenbilder, Flämmchen, eine Mignonszuthat, unwahr, doch nicht störend. Die Fabel spannend und richtig angelegt, die Situationen mehr als Coulissenwahrheit, das Detail zuweilen etwas geschwätzig im ersten und zweiten Theil, Schlaglichter sparsam, oft mißlich (z. B. das Skelett des jungen Freiwilligen), oder gemischt aus Plus und Mi-

nus (z. B. der alte Diener), überhaupt in dieser Sphäre etwas zu starke Romaneningredienzien; dagegen zahllose Lichtpunkte, von welchen keiner so glänzend, wie die am Schluß befindlichen Briefe des verstorbenen Grafen, ein Meisterstück, wenn man den hier überraschend richtig getroffenen Jubel- und Freundschaftston des enthusiastischen achtzehnten Jahrhunderts zu würdigen versteht. Die künftige Frau des Helden ist in ihrer beschränkten Nüchternheit der einzige Mißton. Die Sprache dagegen glättet alle kleinen Höcker aus. Man wird selten einer Diktion von dieser Schönheit begegnen, wie sie Immermann hier entfaltet.

Und doch drücken alle Züge, die hier genannt sind, den eigenthümlichen Reiz des Werkes noch nicht vollkommen aus. Es fehlt noch eine Farbe, wenn wir das Ganze copiren wollten, die originelle, trotzige, polemische, oft ärgernißgebende, immer aber höchst aufrichtige Weltansicht

des Verfassers. Um dies kurz abzuthun: Burschen- und Deutschthum kommen schlimm weg. Auf den neuern Liberalismus kömmt zufällig nicht die Rede; dagegen entwickelt sich an Stellen des Buches oft eine Freimüthigkeit, namentlich über die Verhältnisse eines großen Staates, dem der Verfasser im Uebrigen zugethan ist, daß man für ihn besorgt werden möchte. Die Thorheiten der nördlichen Hauptstadt werden bitter gegeißelt. Man konnte sich auf Widersprüche von dorther gefaßt machen, die um so nachdrücklicher seyn dürften, da Immermann Fragen berührt, die über die Privatsphäre oft in die öffentliche hinüberstreifen. Vieles ist persönlich und fast immer ergötzlich. A. W. von Schlegel tritt im ersten Bande, wie er leibt und lebt, auf. Manche andere persönliche Beziehung ist leicht erkennbar, wenn auch dunkler gehalten.

Es kämpfen in Immermann zwei Elemente: Verstand und Phantasie. Es sind zwei Pole,

denen alle seine Produktionen zusteuern; die Differenz derselben fehlt oft, zuweilen ist sie da, als Gemüth, als negatives Gemüth. Es ist wohl der Mühe werth, sich eine so eigenthümliche Complication recht klar zu machen. Immermann haßt Alles, was mit Illusionen eine Aehnlichkeit hat. Er würde es für thöricht, für albern an sich selbst halten, wenn er plötzlich die Augen verkleinerte und ein Gefühl aus dem Rocken des Herzens herausspänne, ein Gefühl, das ein primitives Recht zu haben behauptete. Immermann kämpft gegen die Ironie seiner selbst, er möchte Produktionen geben, wo er dann in die Verlegenheit käme, primitive Gefühle, Zärtlichkeiten, aprioristisches Sichhaben und Schönthun zu zeichnen, er liebt die Gefühle; aber nur die vermittelten. Er möchte nie ein Gefühl billigen, das seine Fäden ausstreckte, und rastete und thäte, als wenn ein Gefühl etwas thun könnte; sondern seine liebsten Gefühle sind die rückschlagenden, die meh-

müthigen, die verzweifelnden, kurz diejenigen, die den Entschlüssen auf der Ferse zu folgen pflegen. Ich bezeichne hier schon die Wirkung. Die Ursache ist Immermanns helles, klares Auge, sein stolzer, freisinniger Kopf, seine Mißachtung aller Schwebelei und tastenden Idealistik. Dazu kömmt eine unläugbare dichterische Prädestination, eine bestimmte thetische Schöpfungskraft, nicht blos in der Abfassung, sondern auch der Auffassung, in der Einbildungskraft, die gar rege und erfinderisch bei Immermann ist, zur Genüge bewiesen durch sein Talent für die Naivetät des Mährchens. So gährt in diesem Manne ein ganz eignes Leben: unaufhörlicher Reiz zur Poesie und dabei eine ihn niemals verlassende schnurgerade Verständigkeit. Den ersten bildete er an sich aus und schrieb und schrieb, und die letzte machte wieder, daß ihn nichts befriedigte, daß es ihm selten war, als hätte er sich durch eine seiner Schriften ausgesprochen. Er liebt

Merlin. Warum? Weil er glaubte, daß er in diesem einzigen Werke sich in der That ausgesprochen hätte, weil es ihm war, als hätte er eine Last von sich abgeschüttelt. Und diesem Merlin fehlt doch die Wirkung einer solchen Ueberzeugung. Das ist erklärlich: weil Merlin ohne Poesie und Gemüth ist, weil er nur eine abgegebene Erklärung ist. Merlin ist nicht so dualistisch, wie Immermann's Natur. Wär er dies, so müßte er rührend wirken durch jene negativen Gefühle, welche aus der Dialektik des Verstandes und des Herzens zu entspringen pflegen. Erst die Epigonen erreichen das, was Immermann erstrebt und sprechen auch darum so sehr an. Hier treten verschiedene Charaktere auf, wo der eine Verständige die Meinung des andern Gefühligen widerlegen kann, hier erzeugen sich wehmüthige, und jedenfalls immer klare und bestimmte Contraste. Der Dichter fühlt sich befriedigt und befriedigt dadurch auch den Leser. Es fehlt an

den alten Mißlichkeiten freilich auch hier noch nicht. Vieles ist auch nur da, um dem nächsten Reiz zur Poesie zu genügen, Flämmchen, die Alte, die Skelette, das sind Dinge, die Immermann selbst schon mißlungen und unausgegohren scheinen, indem er sie aufsetzt: weil dies nur die Früchte einer nebulosen Einbildungskraft sind, weil der Dichter nicht fühlt, daß er damit etwas Reelles ausgesprochen hat. Aber der Arzt, der Priester, der Herzog, der Oheim, Wilhelmi, das sind Gestalten, in welchen er seine Seele ausgehaucht hat, wo sich Kopf und Herz begegnen, in denen poetische und ergreifende Dialektik webt.

Dies ist der Charakter der Immermannschen Poesie. Man nehme nun die Faktoren, aus denen sie besteht, so hat man das Bedeutsame seiner Raisonnements, diese anregenden Meinungsabgaben, welche in den Epigonen mit den Erlebnissen abwechseln. Der durchgreifende Ton aller der geistreichen, dem Romane einverleibten

Betrachtungen ist Unbehaglichkeit, eine Mißl
mung, ohne Hypochondrie zu seyn, ein Ge
daß es anders seyn solle in zahllosen Dingen,
es ist, kurz ein malkontentes stilles Brüten,
ach! sobald nicht Genüge kommen kann und r
und wo es schon ein großes Glück ist, wenig
für die Poesie davon einige bleibende, unste
che Vortheile zu ziehen.

V.

Varnhagen von Ense.

Man wird die von Varnhagen von Ense herausgegebene Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel gewiß nur mit einem anfangs ungünstigen Gefühle in die Hand nehmen. Man wird die Zärtlichkeit des Herrn Varnhagen für seine verstorbene Gattin wohl begreifen können, aber unwillkührlich dieser Pietät widerstreben, wenn sie stationär werden sollte. Dennoch leg' ich hier gern das Zeugniß ab, daß ich, so widerspenstig meine Empfindung gegen dies neue Buch war, mich dennoch tief in dasselbe verlesen und nicht anders als mit dem Gefühle einer mächtigen Stärkung des Geistes und Herzens von ihm ge-

trennt habe. Die Vorrede, mit welcher der Herausgeber diese Memoiren einleitet, begünstigt die Geneigtheit des Lesers nicht; denn es ist freilich keineswegs so richtig, was Herr Varnhagen über die Scheu der Zeitgenossen vor den Veröffentlichungen des Privatlebens sagt. Im Gegentheil, diese Scheu hat ihre vortreffliche Begründung, und wenn sie widerlegt werden soll, so bedarf es dazu sehr einleuchtender und dringender Motive. Herr Varnhagen mußte nicht gegen jene Scheu vor Veröffentlichung polemisiren, sondern die Gründe angeben, warum sich diesmal eine Ausnahme gestatten ließ. Wir danken ihm sehr für eine planlose Umackerung des Privatlebens, wo aller verborgener Staub an's Sonnenlicht käme, wenn dies Verfahren von keinem für die Kunst, Wissenschaft, Philosophie erheblichen Gesichtspunkte ausgehen sollte. Rahel war ein Phänomen. Aber diese Bildnißgallerie trägt durchaus nicht dazu bei, sie als

solches weiter zu erklären. Es ist darin von ihr wenig und im Wesentlichen fast gar nicht die Rede. Das Interesse soll sich auf Personen des obscursten Namens lenken, auf Landedelleute, die mit der Frau in Briefwechsel standen, auf einige gute Freundinnen, einige Offiziere und Künstler, und im Grunde nur auf drei oder vier Namen, welche dem größern Publikum bekannt sind. Kurz das unmotivirte Interesse, welches wir an diesen Personen nehmen sollen, ist uns durch die Vorrede nicht klar und wird es erst durch das Buch selbst. Wir sagen nur, daß Herr Varnhagen ein Wesentliches unterlassen hat, und versprechen, durch das später Folgende sein Versäumniß nachzuholen.

Die biographischen Andeutungen über den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und den Ritter von Gentz sind Meisterstücke. Bei jenen liegt der Zauber in der Zuthat einiger Briefe von der Hand des Prinzen, bei diesen in einer Frei-

müthigkeit, die hier den Verfasser auf genialische Weise überkommen hat. Prinz Louis richtet an Rahel einige Briefe über den Charakter seine Geliebten, die von einer so hinreißend schönen Gesinnung, von einer so heiligen Zerknirschun diktirt sind, daß sie jedes empfindende Herz z Thränen rühren müssen. Ein Fürst von d edelsten Disposition, ausgestattet mit selten Gaben des Geistes, zugänglich allen ungemein Ideen, aber ohne Stoff für seine glühende Tha kraft und sich selbst verzehrend, sein Gutes soga verzehrend, ein Charakter so heterogener Zusam mensetzung, daß man nur im Alterthum, in de Zeit der Alcibiades, für ihn ein Gegenbild finden möchte — dies war Prinz Louis. Aber sein Briefe an Rahel schließen uns noch mehr auf ein Herz, das uns rührt, weil es resigniren kann eine Empfindung, für welche man nur Wort hat, wenn man ihren äußern Ausdruck beschreib Lächeln durch Thränen, das rosige, scheinba

hoffnungsvolle Antlitz eines Wesens, das nichts mehr hofft. Prinz Louis zieht dem Heldentode entgegen: wie beichtet er über seine Geliebte! Nicht daß er sie anklagt, sich selbst verwundet er mit seinen Worten. Sie hätte ein gutes Herz, schreibt er, aber sie hätte es so tief in Verderbniß, ihm zu Liebe, sinken lassen, daß sie über jeden edlen Anflug ihrer Gesinnung erröthe, als müßte sie sich dessen schämen: auf der Tugend sich zu überraschen, setze sie in Verlegenheit: etwas Gutes zu sagen, schiene ihr schon so viel, als etwas Unpassendes sagen! An diese Klagen knüpfte sich die Entsagung der Welt, ein Ueberdruß am Leben, so aufrichtig und erhaben, daß man ihm glauben müßte, selbst wenn nicht der Schlachttag von Saalfeld kurz nach dem Datum des Briefes gefolgt wäre. Er hatte auf Alles verzichtet, nur auf Eines nicht, was er auch fand, den Tod.

Auch die Biographie des bekannten großen

Staatsgehülfen Gentz (Staatsmann kan
man ihn wohl nicht nennen) macht einen eleg
schen Eindruck. Also dies war jene conservati
Philosophie und Beredtsamkeit, die dem Gei
der Zeit die Spitze bot? Was Herr Varnhag
hier erzählt, ist neu, ächt, das hatten nur W
nige wissen können, und gut ist es, daß es je
Alle wissen. Dem Talent des Verstorbenen al
Achtung, immerhin, wenn man es nicht zu ho
anschlägt; seinem Charakter Mitleid! Dies w
kein Mann; dies war ein Kind, ein verzogene
naschhaftes, furchtsames, vor Bärten furchts
mes, spielerisches Kind, ein Kind mit tausen
Bedürfnissen, nicht bös, aber reizbar und in de
meisten Dingen unerträglich. Herr Varnhage
schlägt das Talent seines Gegenstandes hoch a
und sagt doch selbst so geistreich, es habe zwische
dem Tiefsinne und dem Witze mitten inne g
schwebt. Aber ein Talent, was weder das Ei
noch das Andre von diesen beiden Gränzen i

was kann es viel bedeuten? Einen Katheder; kaum möchte der Verstorbene dazu tüchtig gewesen seyn. Phraseologie? Das ginge vielleicht. Jener Mann hatte den Vorsprung, daß die Adoption der englischen Politik, die Anerkennung Smiths für seine Zeit etwas Neues war. Er adoptirte Beides, ließ sich dafür bezahlen, und konnte sich auf die Länge doch in der That nur durch dasjenige halten, was zwischen dem Tiefsinne und dem Witze in der Mitte liegt, durch seine Mittelmäßigkeit. Sein Styl war glatt, weil dies in seinem Inhalte lag: er war glänzend sogar, aber vom Fett: wer kann läugnen, daß die berühmten Perioden dieses Mannes ein wenig schwülstiger und sogar schwerfälliger Natur sind. Was dieser Mann seinen Styl nannte, das ist kein Styl mehr, seitdem sich die Rhetorik aller Nationen durch ihre Geschichte revolutionirt hat.

Jetzt sollen aber die übrigen Bildnisse des

Buches nicht um soviel zurückstehen, als wir zwei davon herausgehoben haben. Einige Frauen ausgenommen, sind alle übrigen Charaktere sehr stark aufgetragen, durch sich selbst, durch die Zeit. Nicht Geschichte ist es, was sich hier darbietet, aber Leben durch die Geschichte, in ihr und bei einigen starken Seelen über die Geschichte hinaus. Es ist die interessanteste und eine zum großen Theil noch unbeantwortete Frage: Was war der Mensch, als Mensch, als ein Wesen mit Gefühl und Urtheil, zu jener Zeit als Rom fiel, als die Hierarchie stieg, als Unzähliges sich ereignete, das nur die Folge von Thaten, einzelnen Handlungen, Glück oder Unglück war, das die Menschen überraschte und die ganzen Menschen nicht absorbiren konnte? Dies zu sagen, ist der Zweck der Geschichtsphilosophie — denn der Zweck der Geschichte, den diese Philosophie doch bestimmen will, ist der Mensch und sein individuelles Leben, nicht die That oder

ein allgemeines ideelles Ziel. Wie wirkten Schlachten, Friedensschlüsse, neue Philosophieen, nicht in der Politik und Wissenschaft, sondern im Boudoir, in der bürgerlichen, menschlichen Existenz, im Verhältniß zur Sonne, die ich alle Tage sehe, zu jenem Spaziergange, den ich täglich mache, und wenn es Staatenumwälzungen und leibhafte Göttersöhne regnete? Ich darf, um den Wunsch zu bezeichnen, nur auf seine Befriedigung verweisen, auf die denkwürdigen Details, welche diese Bildnißgalerie über die interessirte Passivität in der Geschichte veröffentlicht. Hier zieht sich individuelles Leben und Glauben, Hoffen und Meinen durch Perioden, die nicht historisch einseitiger seyn können; hier tritt man hinter die Coulissen der Tragödien und sieht die Mienen genauer an, welche man machte, als Cäsar fiel und ein Christus starb. Nur aber Gebildeten ist der geheime Zauber des Buches verständlich. Man muß sich für das Meiste die

eigenen Commentare geben und Maasstäbe besitzen, um verwandte und angränzende Verhältnisse ausmessen zu können.

Dies ist jedoch alles nur Lob. Es fehlt noch die Charakteristik; und diese schließt sich eng an Immermann's Epigonen. Wie unlieb es den Verfassern seyn mag, ich kann nicht verschweigen, daß der Grundton ihrer beiden Bücher ein malcontenter ist. Und diese Unbehaglichkeit liegt nicht einmal in der Zeit, sondern in Verhältnissen, die freilich so autorisirter Natur sind, daß sie einen großen Theil der Zeit ausmachen. Immermann kämpft mit erdichteten Personen gegen seine Umgebungen, Varnhagen mit wirklichen. Jener läßt die Phantasie, dieser die Vergangenheit sprechen. Beide streben nach Anerkennung, jener nach einer Anerkennung, die er noch nicht hatte, dieser nach einer, die er in gewissen Verhältnissen verloren zu haben scheint. So bedenklich es ist: diese Stimmungen müssen

genauer bezeichnet werden, sie dürfen sich nicht verstecken, sondern sie sollen sich geltend machen und so viel Muth entwickeln, als den Charakteren, die verstimmt sind, zu Gebote steht. Diese Bildnißgalerie ist ein polemisches Buch, und die Widersprüche, die sich von Berlin aus dagegen bereits erhoben, beweisen, daß man sehr gut verstanden hat, was Herr Varnhagen von Ense mit seinen Rahelreliquien eigentlich zu verstehen geben will.

Was will der Herausgeber mit seinen Bildnissen? Er will zeigen, was die Vergangenheit war, und nicht allein dies, sondern indirekt klagt er auch die Gegenwart an. Was hat er an ihr auszusetzen? Das ist eine Aufgabe geblieben für uns, ein Räthsel, welches man sich selbst lösen muß. Immermann hat sich schon deutlicher ausgedrückt; Jener sagt: „Das Unglück unserer Zeit besteht darin, daß die Regierten mehr Geist besitzen, als die Regierenden."

Nun ist dies wohl zunächst kein Unglück; es wird erst eines, wenn die Regierenden glauben, den Geist, welchen die Regierten besitzen, sich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Worte, wenn etwas fehlte, so wär' es dies: daß die Autoritäten nach unten hin streben; und zwar negativ, statt daß wir seit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet sahen, mit positiver, die Wahrheit und die Ewigkeit suchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunst die idealistische Tendenz, sie beschützt die Wissenschaft und die Kunst, aber sie macht sie nicht zu ihren Verbündeten; sie verräth nirgends, daß sie keine andern Rechtssätze vertheidigen wolle, als die sie von der Freiheit und der Philosophie heischte. Es fehlt unserer historischen Existenz seit länger als zwei Dezennien die schöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man scheint dasjenige, was man besitzt, nur erhalten

zu wollen. Die Literatur ist zurückgesetzt und auf eine lange Unthätigkeit verwiesen. Denn wo die Literatur nicht mehr die Möglichkeit hat, etwas verwirklichen zu können, da muß sie ohnmächtiger Schein werden und sich auf hermaphroditische Weise selbst befruchten. Ich klage Niemanden an: es mag in den Verhältnissen liegen und Niemand daran vielleicht mehr Schuld tragen, als die Literatur selbst.

Man müßte in zu viel mißliche Details eingehen, wollte man alle die Punkte bezeichnen, gegen welche Herrn Varnhagen's Mißstimmung gerichtet zu seyn scheint. Da würden politische, religiöse, literarische und conversationelle Fragen aufgeworfen werden müssen. Wir wollen nur als deutlich in seinem Buche ausgesprochen den Unmuth bezeichnen, den er über die Scheu vor dem Offenbaren empfindet. Man hat ihm Indiscretionen vorgeworfen, und er antwortet, indem er im Sinne seiner Gegner neue und größere,

als früher, begeht. Er leidet an der fremd
Verstocktheit, welche, den Werth der Zeiten ni
begreifend, auf ihre Archive ein siebenfaches S
gel legen möchte, und ächt aristokratisch es
eine Sünde gegen die Enkel hält, wenn m
von den Großeltern sagt, daß sie menschl
dachten und empfanden, und größer noch,
wir. Wenn Herr Varnhagen nicht ganz gerec
fertigt dastehen sollte, so wäre dies nur aus d
Grunde, weil er seine Absichten nicht bezeich
und freilich nur in einer redseligen Mittheilun
lust befangen scheint, die Niemand begreifen ka
der nicht weiß, was dahinter verborgen
Wenn er behauptet, man solle sich nicht vor
Vergangenheit fürchten, so ist das nicht gen
Er muß mehr sagen. Er muß sagen, daß
der Gegenwart einen Spiegel vorhalten wo
daß er in dem Neuen etwas vermisse, worauf
uns durch die Erinnerung an das Alte aufm
sam machen möchte. Wir fordern Herrn Va

hagen auf, gegen seine Gegner und Verehrer gleich aufrichtig zu seyn, und die Gelegenheit der Angriffe auf sein neues Buch dahin zu benutzen, daß er so offen wie Immermann sein Verhältniß zu der Tageslage ausspreche. Er denke sich einen Staatsmann, der etwa sagte: Ach, was Schriftsteller! Wir brauchen keine Schriftsteller! Und gegen diesen richte er, was er zu sagen hat, und was ihm gewiß schon längst auf der Zunge brennt! —

VI.

Leo und Diesterweg.



Die Lorinser'sche Fehde wegen der Unterrichts-
unden und der Schwindsucht in den Gymna-
en ist noch lange nicht beigelegt und schon ent-
innt sich ein neuer Kampf, welchen Schul-
änner über die Universitäten führen. Alles
as man gegen Lorinser gesagt hat, kommt auf
eine Beweisführungen, sondern auf mehr oder
inder dreiste Versicherungen zurück. Die Gym-
asiallehrer, die gegen ihn geschrieben haben,
erden sich nur durch ihr vorgesetztes Ministerium
ie Stundenanzahl, die einmal für den Unter-
icht bestimmt ist, nehmen lassen, und sie haben
echt, auf diese Zahl eifersüchtig zu seyn, weil
ch ohne eine allgemeine Veränderung unseres

Erziehungssystemes die Masse des Stoffes, der gelernt werden muß, schwerlich anders überwinden läßt. Die Streitfrage über die Universitäten ist schon lange an der Tagesordnung. Seit Kurzem etwas eingeschlafen, wachte sie in zwei Schriften mit so viel Lebhaftigkeit wieder auf, daß sich darüber eine hitzige Debatte entzündete. Wir meinen die beiden Schriften von Diesterweg und Leo.

Herr Diesterweg, Seminardirektor in Berlin, und mannigfach verdient um den deutschen Elementarunterricht, griff die gegenwärtigen Universitäten in einer kleinen Schrift mit wohlmeinender und muthiger Gesinnung an. Er zeigte zuerst, was die Universitäten seyn sollten, und schilderte darauf, was sie sind. Er beantwortete die Frage: Was braucht man zu lernen? Er reduzirt den Stoff des Universitätsunterrichts auf feste traditionelle Ueberlieferungen, schließt alle Erörterung schwebender polemischer Fragen aus, und verlangt endlich mit Franz Theremin

um einen nützlicheren Wechselverkehr zwischen Lehrenden und Lernenden zu erzielen, die Einführung der dialogischen Methode. Herr Diesterweg will die Universitäten zu pädagogischen Instituten machen. Er verlangt von den Professoren, daß sie nicht gerade Matadore ihrer Wissenschaft zu seyn, aber desto mehr Lehrertalent zu besitzen brauchen; er verweist die eigentlich spekulirende, erfindende, die höhere Gelehrsamkeit auf Akademien. An diese Vorschläge reihen sich Schilderungen des gegenwärtigen Universitätslebens, die mit den grellsten Farben aufgetragen sind. Die Universitäten sind für ihn nicht blos unnütze Tretmühlen, was die Wissenschaft betrifft, sondern auch stinkende Kloaken, was die Sitten betrifft. Er steigt bis in die schmutzigsten Details hinunter, um seine Anklagen zu rechtfertigen; und mit Billigung würden wir ihm auch dahin folgen, wenn nur seine Anklagen gerecht sind.

Herr Leo, der bekannte Historiker, erklä
sie in einer so eben erschienenen Gegenschrift f
ungerecht, anmaßend und frech. In seiner l
kannten rücksichtslosen Manier sucht Herr L
alle Beschuldigungen des Anklägers zu widerl
gen. Herr Leo vertheidigt nicht, er will n
entschuldigen; er will nur nachweisen, daß d
Vorschläge des Herrn Diesterweg für die Unive
sitäten auf einer gänzlichen Unbekanntschaft m
diesen Anstalten, wie sie waren, beruhen;
widerspricht der allerdings wunderlichen Behau
tung, daß der gegenwärtige Zustand der Unive
sitäten verdorbener wäre als früher, und bewe
aus der Geschichte dieser Institute, daß die G
meinheit und Barbarei, welche ehemals auf d
deutschen Universitäten herrschten, für unse
Zeit etwas Unglaubliches und um so mehr etwa
Unmögliches wäre. Herr Leo bewährt sich au
in dieser Schrift wieder in eigenthümlicher G
wandtheit, und man kann gar nicht in Abred

stellen, daß Herr Diesterweg von ihm, wenn auch nicht in seinem guten Willen, doch in der Schrift, wodurch er diesen ausdrücken wollte, auf eine siegreiche, beinahe ergötzliche Weise widerlegt ist.

Der Unterschied zwischen beiden Ansichten ist der, daß Herr Diesterweg das Uebel in den Professoren, Herr Leo in den Studenten findet. Der Erste wirft den Professoren Unfähigkeit, Gemeinheit, Egoismus vor; der Letztere dieselben Eigenschaften den Studenten. Herr Leo sagt: Wir bekommen die Studenten aus den Hauptstädten und der Provinz, aus der untern Sphäre sehr oft versteckte, gemeine und aus dem Halse riechende Charaktere; aus den höheren verzogenen, längst schon sinnlich erregte, oft bereits liederliche Charaktere; wie soll man auf Menschen wirken, die sich schon in dem Grade Selbstständigkeit zutrauen, daß sie die ihnen mißfallende Aeußerung eines Professors mit Fenstereinwurf bestrafen? Herr Diesterweg wird wahrscheinlich

darauf antworten, daß man den Studenten d
Raum nehmen müsse, ihren gemeinen Sinn a
eine solche Weise kund zu geben; daß man d
Universitäten in höhere Lehranstalten mit pädago
gischer Disciplin verwandeln, und in einen
Staate, wo Alles gehorche, auch diese Uebe
müthigen zum Gehorsam zwingen müsse. Di
stellt Herr Leo vielleicht nicht in Abrede, bekla
aber dann, daß mit der Veränderung der bish
rigen Gestalt der Universitäten auch den jugen
lichen, für das öffentliche Leben sich bildend
Gemüthern die Möglichkeit einer festen Chara
terentwickelung genommen würde, die Möglichke
gut und gescheidt zu werden durch sich selbs

Die Intention des Herrn Diesterweg
wahrlich lobenswerth. Er verlangt Turnplät
Korporationen, große Ideen, die das Gemü
der Studenten ergreifen müßten. Er spric
mit humaner Wärme und Entschuldigung üb
die Verirrungen der Demagogie, er ist für Re

n und Sittenreinheit schwärmerisch eingenom-
n. Allein die Blößen seiner Schrift liegen
einer Angewöhnung, die er seinen Beiträgen
pädagogischen Literatur verdankt. Diese
rren Philanthropen und Volksschulen-Semi-
-Direktoren schreiben sich bei ihren meist für
r beschränkte Köpfe bestimmten Büchern in
e eigene Ansicht und Behandlung der Dinge
lein. Das ewige Constituiren, Verfassen von
chulplänen, das Classifiziren gewöhnt an eine
rschnelle und dreiste Art, das Vorhandene zu
giren und im schwärzesten Lichte zu sehen.
in Autor für Schullehrer hat immer eine pole-
ische Miene, ist immer Diktator, baut, reißt
n und pflegt sich in seine Felder fast immer zu
rschwatzen. Den guten Schneidern und Lei-
nwebern, die plötzlich auf die Idee kommen,
chullehrer zu werden, muß man die Dinge
emlich klein zerschneiden, bis sie sie hinunterbrin-
n; man muß ihnen immer sagen, erstens,

zweitens, drittens, man muß, um ihnen B
geisterung zu geben, das Trivialste in die For
einer neuen Erfindung kleiden und von der D
klination und der Conjugation immer so sp
chen, als wenn das Heil der Welt davon a
hinge. Denn ohne den Enthusiasmus ein
Feldzuges gegen das Vorhandene kann man a
diese bleiernen Menschen nicht wirken; das Lid
welches man ihnen aufstecken darf, muß imm
eine Brandfackel seyn, sonst kommen sie ni
in rechten Athem und schonen ihre Lungen. M
nehme alle Schriften von Türk, Zerrenner, D
sterweg, Harnisch, Denzel u. s. w., man wi
hier immer einen Ton antreffen, der gefährli
ist, wenn er die Sphäre der Schule verlass
und sich auf höhere Fragen werfen wollte. D
Polemik entsteht hier zuletzt immer freilich a
einer guten moralischen Intention. Diese stürn
aber, stolz auf ihr gutes Gewissen, auf ei
Welt einher, die plötzlich voller Mißbräu

steckt, und konstituirt dann in's Blaue hinein eine Menge von Abhülfen der vermeintlichen Uebel. Herr Diesterweg macht es so mit den Universitäten. Er bricht den Gegenstand so ziemlich über's Knie und macht sich, wo man seinen guten Eifer redlich anerkennen muß, durch die taschenspielerische Geschwindigkeit lächerlich, mit welcher er in fünf Minuten das deutsche Universitätenwesen organisirt. Da heißt es: 1) Christlicher Sinn muß eingeführt werden, 2) Herablassung der Professoren, 3) Sittlichkeit der Studenten und solcher Abstraktionen mehr, die sich freilich erzielen lassen, aber nur durch konkrete, ihnen zu gebende Unterlagen. Herr Leo hat diesen Nebulismus mit gerechtem Eifer gegeißelt.

Wenn man sich aus beiden Schriften ein Resultat ziehen soll, so wird man immer sagen müssen: So lange unsere Verhältnisse in Kirche und Staat keine Umgestaltung des Erziehungswesens erlauben oder verlangen, so lange wird

man immer von einem annäherungsweisen Verfahren sprechen müssen, wenn einmal eingestanden ist, daß es entweder ein zukünftiges Ziel für die Universitäten gibt, oder doch, daß sie in ihrer gegenwärtigen Lage einige Veränderungen erleiden müssen. Wer wie ich davon überzeugt ist, daß moralische Tugenden, z. B. Gemeingeist, Religion, innerer und äußerer Anstand sich nicht durch rhetorische Hebel, durch Paränesen, durch Lamentationen und Preisaufgaben, sondern nur durch eingreifende Fakta und allgemeine Tendenzen erzeugen lassen, der wird immer darauf zurückkommen müssen, daß für's Erste die Universitäten einer solchen Einwirkung sich nicht zu gewärtigen haben, und daß es schon alles Mögliche ist, wenn man das Ueberwuchernde von diesen Anstalten fortschneidet, und ihre schädlichen Wirksamkeiten auf ein Minimum reduzirt. Herr Diesterweg spricht von Hochbildern, Hochideen — das sind Riesen, die wir nicht aus dem

Aermel schütteln können, sondern die von selbst in die Welt einziehen müssen. Die Universitäten sind keine isolirten Anstalten, sie können sich keine Separatbegeisterungen produziren, sie müssen das Große und Entzündende aus den Kreisen um sie her entlehnen, wenn sie auch die Fähigkeit haben, es schöner und edler darzustellen, als irgend andere Korporationen. So lange diese eingreifenden Momente fehlen, soll es aber wenigstens möglich seyn, sie der Wissenschaft zu entlehnen. Die Neuheit des Wissens, ein tiefes Philosophem, ein glänzender, entweder auf das Gedächtniß oder die Willenskraft der jungen Männer wirkender Vortrag, kann wenigstens momentan ersetzen, was sonst nur die Wirkung einer großen Zeitidee ist. Kenntnisse, Sitten und Anstand werden überall folgen, wo man den Stolz des Lernens und des Wissens empfindet. Und weil das Schwierige nur das ist, daß das Feuer gar bald verfliegt und der ju-

oliche Aufflug selten weiter als bis zum näch
Berge kömmt, so sollten die Lenker der Uni
rsitäten darauf bedacht seyn, dem Idealismu
Stützen zu geben, positive Unterlagen, die in
Vereinen und mancherlei Hülfsmitteln, über di
man wird nachzudenken haben, bestehen müßten.
Man gebe dem Leben der Studenten Beziehun
gen, man veranstalte Versammlungen, kurz man
suche die Indolenz gefangen zu nehmen und da
Gute, was sich doch in der Mehrzahl findet
wird, so zu absorbiren auf gemeinschaftlich
Zwecke hin, daß selbst das Böse und Träge sic
dem Anschlusse nicht entziehen darf und kan
Die Formen für dies System können wir hi
nicht angeben; allein diese Aufgabe ist es, d
man sich stellen muß, wenn man nicht ande
der Meinung ist, daß die Universitäten nicht b
ser seyn können, wie sie sind.

Der größte Nachtheil, den Herr Diester
in Vergleich mit seinem Gegner hat, ist

Mangel an psychologischem Blick. Es ist das auffallend an einem Manne, der sein Leben der Jugenderziehung gewidmet hat. Es scheint, als versetze er sich nur mit Schwierigkeit in den Gedankengang eines jungen Mannes, der die Universität bezieht. Es ist gerade nicht die Freiheitslust, die wir in Schutz nehmen, da wir nicht einsehen, warum ein zwanzigjähriger Student eine größere Freiheit genießen soll, als ein zwanzigjähriger Commis; aber die Art, wie man lernt, wie man Etwas wird, wie man jene Uebung der Denkkraft erhält, welche von Herrn Diesterweg doch so eifrig beantragt wird, dieser ganze Prozeß in der Seele des Jünglings scheint ihm unbekannt zu seyn. Er verlangt, daß der Student durch den Dialog lerne; aber diese Form des Unterrichts ist dem Studenten durch seine Gymnasiallaufbahn so verleidet, und die Fähigkeit dazu in ihm schon so platt getreten, daß er sich beim Beginn seiner akademischen Laufbahn

gerade nach recht viel Positivität und Systematik sehnt, daß er gerade durch das Heftschreiben Ueberblicke und Standpunkte gewinnt. Dazu kommt, neben der Lust am Systeme, in diesen Jahren eine oft fieberhafte, dialektische Sucht. Nach dem ersten Semester wird der fähige Student gewiß immer ein rechter Klopffechter mit Worten werden, ein polemischer Zänker, der überall anbindet, und zu zweifeln und wunderlich zu kombiniren beginnt. In dieser Periode täglich mit ihm zu debattiren und all' sein Studium in die Debatte zu setzen, hieße recht eigentlich ihn zum Confusionair und Windbeutel machen. Man höre nur in den philologischen und theologischen Seminaren das bittere und erhitzte Disputiren; man beobachte die Winkelzüge und Seitenschliche der Opponenten gegen die, welche eine Thesis zu vertheidigen haben, und den ängstlichen Moment, wenn sich die Parteien verbeißen und starr an einem Satze festkleben, den man

so weit herumgezerrt und verdreht hat, daß der Professor selbst nicht anders kann, als statt ihn zu lösen, ihn zu durchhauen, so wird man froh seyn, daß der Streit hier von jungen Männern ausging, die drei Jahre lang vor dem Katheder des Professors geschwiegen, gelernt und mit mehr oder weniger Vertrauen sich an die Passivität eines Systemes gewöhnt haben. Dies nicht zu wissen, verräth keinen Scharfsinn und läßt glauben, daß Herr Diesterweg seine Studentenzeit längst vergessen hat. Er scheint die Vorstellung zu haben, daß die Studenten gute, fromme und wißbegierige Kinder sind, und übersieht dabei, daß die ganze Aengstlichkeit unserer gelehrten Erziehung, wie sie bis zum Abiturientenexamen fortgeführt wird, dies Quälen und Niederdrücken der erwachenden Jugendkraft, dies ewige Tagelöhnern, Präpariren und Gerüffeltwerden, endlich wie glühender Wein den Boden des Fasses ausschlägt und der Jugendseele Luft verschafft.

Für die gescheidtesten Köpfe ist die Universi
zeit selten mehr gewesen, als endliche Ruhe,
liche Gelegenheit, Luft zu schöpfen und zu
nen, und zu werden, wie und was man
Man belegt die Vorlesungen des Professors
hält selten bis zum Schlusse aus. Man s
schon an, sich mit Freiheit in die Büche
hinein zu arbeiten, und wird bald anfangen
zu sagen: daß der Professor, wenn er ei
Neues entdeckt hat, gewiß nicht wird unterl
haben, es in einem Buche, das man ja zu H
lesen kann, zu veröffentlichen. Wenn
Schlußfolgerung auch nicht richtig ist, so
Herr Diesterweg doch bei seinem Mangel an
dagogischer Psychologie erstaunen, daß sie
immer von den Köpfen gemacht wird, die
in Zukunft als die besten bewähren.

Es findet sich wohl einmal Gelegenheit,
merkungen dieser Art weiter fortzuführen.

VII.

H. Heine.

---

eine ist (seinem Denunzianten zufolge) f den Punkt gekommen, wo ihn sich sein Oheim chte, als er, wenn es wahr ist, sagte: Hättest u was gelernt, brauchtest Du keine Bücher zu reiben! Hätte sich Heine mit dem „schwarzen rgehängten" (Siehe seine Reisebilder Th. I.) ociirt und lieber in Kaffée, Thran und Indigo macht, als in Mondschein, Pariser Zuständen nd politischen Eulenspiegeleien; so würde ihn var auch die nordamerikanische Krisis haben erfen können; allein er hätte doch in Güte sich it den Creditoren abfinden, vom schwarzen Brett der Falliten sich wieder auslöschen und it der Zeit an die Börse kommen können.

Allein als Autor! Als geächteter und sequestrirter Publizist, von einer hohen Behörde zu Protokoll genommen, angewiesen, seine Schriften für das halbe Deutschland von einem einzigen Censor, Herrn Hofrath John in Berlin, prüfen zu lassen — da hat Salomo Heine Recht gehabt. Denn hätte er jetzt was gelernt, nämlich was indossirte, trassirte und gerittene Wechsel sind; dann braucht' er nicht drucken zu lassen, daß er umkäme, wenn die preußische Präventivmaßregel nicht aufhörte! Oder wär' er auch nur Advokat in Hamburg geworden, so hätte er jetzt andre, als seine eignen Prozesse zu führen. Er hätte ja doch alle Monat einmal ein Gelegenheitsgedicht machen können. Das wollte aber frei sein, wie der Vogel im Walde, war blind von dem Schatten des Lorbeerkranzes, den man dem jungen Dichter aufsetzte; das tändelte so fort, griff Fürsten und Herren an, machte die Religion zum Spott, ließ sich eine St. Simo-

ilistische Mütze aus Aegypten schicken, blieb so lange in Paris, daß der Paß ablief und aus einem Spaziergang ein Exil wurde, hat nun Kaiser und Reich gegen sich aufgebracht, und — steckt voller Schulden und Finanzverlegenheiten, die Thiers, der auch vom Mastbaume der Politik herunter geglitten ist, nicht mehr berichtigen wird!

Heine hat sich dem deutschen Publikum von jeher mit seinen Fehlern und Tugenden wie ein poetisches Kind gezeigt. Man ist so vertraut mit seinem Taufschein, seiner Mutter, einer geb. von oder aus Geldern, mit seinen Studentenjahren und seinem Pariser Comfort. Sein ganzes Leben liegt vor uns wie eine bunte Landkarte aufgerollt. Damit stimmt nun sein Geständniß, daß er kein Geld mehr hätte, naiv zusammen. Freilich sind wir Deutsche nur poetisch bis zu einem gewissen Grade. Daß wir nun auch denken sollten: Wie viel Liebes und Gutes

hat nicht Heine geschrieben, wie rührend ist sein Scherz, wie drollig sein Pathos, wie lächerlich sind seine Thränen, wie wunderlich und anziehend alle seine Geberden! Und daß wir nun statt Goethen und Schillern und Lessingen ein Denkmal aus Stein zu setzen, es so machten, wie die Franzosen mit Berryer, und Heinen ein Landgut kauften, oder so wie die Engländer mit Walter Scott, und ihm seine Schulden bezahlten — dazu werden wir Zeitlebens zu ungeschickt sein. Die Regierungen beschränken Heines Thätigkeit, weil es das öffentliche Wohl verlangen soll; allein kein Staatsmann wird so roh oder eingebildet sein, Heines außerordentliche Geistesgaben und seine künftige Genugthuung, die ihm die Literaturgeschichte geben wird, in Zweifel zu ziehen, wie denn grade von der äußersten politischen Intoleranz, von Gentz, das authentische Geständniß vorhanden ist, daß er für Heine nicht bloß eingenommen war, son-

dern schwärmte, daß sein Alter sich in Heines Buch der Lieder verjüngte und daß selbst in seinen Irrthümern und Uebertreibungen ein eigenthümlicher Reiz von Wahrheit und Natur läge. Niemand würde uns hindern, Heinen bei einem Pariser Hause so lange eine Pension auszumachen, bis das polizeiliche Interim abgelaufen und dem Staate genuggethan wäre. Aber noch keinen rothen Heller werden die Deutschen zusammenbringen. Dafür gibt es viele Gründe.

Einmal sagen die Liberalen: Ja, wenns noch Börne wäre! Nun hatte aber Börne diese deutsche Großmuth glücklicher Weise nicht nöthig; denn er brauchte wenig und hatte das, was er brauchte. Er konnte gut den Verlauf der Dinge mitansehen! Er konnte gut Briefe aus Paris schreiben! Daß Heine schwach ist, glaub' ich wohl; denn wir sollen nur menschliche Maaßstäbe an Menschen legen. Allein charakterlos ist er nicht. Selbst das Unglück, woran er jetzt

Parthei würde ihm kein Vorschub geleistet werden, so oder so! Lebte Jean Paul noch unter uns und hätte durch irgend einen Nachtrag zu den „Dämmerungen" seine Pension verscherzt; würdet ihr sie ihm gezahlt haben? Nein, armer Jean Paul, die Deutschen vergleichen die Dichter mit den Göttern, die irdischer Speise nicht bedürfen. Jetzt erheben sie z. B. Friedrich *Rückert*, der von seiner Armuth in seinen Gedichten ebensoviel spricht, wie Heine jetzt in seiner Prosa. Rückert hat eine Professur der orientalischen Sprachen, von der er nicht leben kann. Er *muß* arbeiten, er *muß* Euch den ganzen Orient in Verse setzen. Der Gott in ihm ist freilich seinem Geist so treu, daß er selbst den gezwungenen *Vielschreiber* nicht verläßt. Ihr seht das Alle, schickt ihm Ehrenbecher und — keinen Wein dazu. Habt ihr nicht so viel Zartgefühl, Rückerts Lage so zu heben, daß er durch die Hülfe nicht beleidigt würde? Es gibt

er Mittel genug, hier zu wirken und dabei och discret zu seyn.

Man hat gesagt, daß die gegenwärtige eutsche Schriftstellerepoche nur dazu bestimmt heine, einer zukünftigen den Weg zu bahnen; Großes werde aus ihr nicht gedeihen; sie werde en Graben füllen müssen, über welchen ein ndres Geschlecht zum Siege kömmt. Und ich laube es von Herzen. Jene Misere, die Heine an aufgedeckt hat, wird mit an dieser Unzu-länglichkeit Schuld tragen. Die Zahl von Schriftstellern, welche eine Rückwand am Staate aben, der sie als Beamte oder Pensionäre be-oldet, wird immer kleiner. Noch leben: A. W. v. Schlegel, Steffens, v. Rehfues, Tieck, Ed. v. Schenk u. A. Der Nachwuchs, was man rings an Talenten erblickt, muß schon su-chen, sich auf eigne Hand zu befestigen, und wie soll er es, wenn die öffentlichen Thatsachen sich ihm nicht zuneigen! Werden es diese? Ich

zweifle. Das Mißtrauen gegen die Literatur ist Regierungsmaxime geworden. Man lese nur die fürchterlichen Beschuldigungen derselben, wie sie von Löffler in seiner Gesetzgebung der Presse im beinahe offiziellen Tone gegeben werden.

Blicken wir in einer solchen Gedankenverbindung noch einmal auf Heines Brochüre und den Salon III. zurück, so beschleicht uns ein tiefes Mitleid mit dem deutschen Literaturwesen, wie es sich seit einem Decennium gestaltet hat. Diese schönen metallenen Worte, diese zarten Bilder, diese reizenden, neckenden Wendungen, die ganze Frühlingswärme des Heinischen Gemüthes — und dagegen die Eiseskälte unserer täglichen Erfahrungen, die grobe Angeberei an der Spitze der populären Kritik, die Einschüchterung des Buchhandels, die Grundsatzlosigkeit der Preß-Gesetzgebungsbegriffe, die Entfremdung der öffentlichen Thatsachen, die eher das

Literaturwesen vernichten als begünstigen möchten und jedenfalls unter Regelung derselben ganz formelle und mechanische Hülfsmittel, die Niemanden nützen und Allen schaden, verstehen; was bleibt da für Trost und Hoffnung übrig? Vielleicht, daß diese Krisis vorübergeht. Vielleicht, daß noch eine Zeit kömmt, wo die Literatur ihre Geburten nicht mit Angst auf offener Straße ablegt, wo die Gefahr überstanden ist, als könnte vor lauter Parthei- und Zeitungswesen, vor lauter Tendenzen, wie Mysticismus und Materialismus, vor einer Politik der bloßen Administration und des Beamtenwesens, vor lauter Entfremdung der auf ihre bedrohten Vorrechte bedachten Machthaber sich gar kein einiges behagliches und im Zwecke unverdächtigtes Schriftwesen mehr aufrecht erhalten. Bis dahin kann man denn auch nichts anders thun, als denen, die die Feder schon einmal ergriffen haben, rathen, daß sie an kleinen und harmlosen Auf-

gaben ihre Kraft sich erhalten mögen; denen abe
die begierig sind nach Schriftstellerruf und Oe
fentlichkeit, daß sie lieber ein Handwerk treibe
lieber graben und Schiffe ziehen mögen, als n
ter jetzigen Verhältnissen glauben, mit dem Dic
terruhme sich eine Stellung erwerben zu kö
nen. Wie oft bieten sich uns nicht junge Talen
zur Theilnahme am Literaturwesen an! Ich e
muntere Niemanden. Sie mögen dichten u
denken; sie mögen aber die Welt so nehmen, w
sie ist und sich mit dem Bestehenden au
bedächtigste abfinden. Man kann der literar
schen Jugned Deutschlands wahrlich keinen au
richtigeren Rath ertheilen. . . . .

Als Heine diesen Aufsatz gelesen hatte, r
er mit komischem Schmerze aus: Ach er wi
meinem Credit schaden!

VIII.

Th. Mundt.



liegt in der Schrift: über die Kunst der
tschen Prosa, mehr, als eine bloße Ergän-
g Adelungs. Mit sympathetischer Dinte hat
ndt neben seinen Erörterungen über Styl
Periodenbau, über Wortfügung und Wort-
ung und die Geschichte aller dieser Dinge
auf die scheinbar weißen Ränder seiner
rift eine geheimnißvolle Betrachtung geschrie-
, die Jeder verstehen wird, welcher sie von
rechten Seite gegen das Sonnenlicht hält
: jenes Aetzmittel kennt, mit welchem man
das Unsichtbare in Farbe verwandeln kann.
ndt spricht über den Styl unsrer Zeit und
nt damit ihren Charakter. Indem er nur

von der Form der Gedanken spricht, läßt er ahnen, was er über ihren Inhalt denkt. Sein Buch ist eine wehmüthig-stolze Protestation gegen Thatsachen, welche damals, als er den Gedanken desselben faßte, die Zukunftshoffnungen unsrer Literatur auszulöschen drohten. Die Wolken werden aber lichter, die Bläue des Himmels trägt sich allmälig stärker auf, und ich denke, vieles von Mundt in diesem Buche Gesagte muß zurückgenommen und sogar die ganze Tendenz desselben von ihm auf's Neue geprüft werden.

Die gegenwärtige deutsche Literatur läßt sich in zwei Fraktionen theilen. Jede denkt, die Zukunft wird ihr gehören. Jede will im Besitze der alten Geheimnisse sein, die uns das goldne Zeitalter unsrer Literatur hinterlassen hat. Es sind zwei Mönchorden, die darüber gegeneinander streiten, sie hätten die ächten Reliquien der Heiligen. Es sind zwei Concilien, wo sich die

Cardinäle des Einen für die Gültigkeit ihrer Papstwahl auf Rom berufen, den alten Sitz der Weltherrschaft, die Andren auf das Schwert des Kaisers, gegen welches alle Geister der abgeschiedenen Traditionen nichts ausrichten werden. Die eine Partei erwartet das Heil der Literatur von dem Gedichte und die andre von der Prosa.

Es hat sich dieser Gedanke seit fünf, sechs Jahren jetzt allmälig zu einer förmlichen Thatsache festgestellt. Die Schwäbischen Poeten, mit ihrem österreichischen, sächsischen und pommerischen Anhang, haben die Vergangenheit, die Tradition, Herrn von Cotta und die goldenen Ränder des Musenalmanachs für sich. Sie verlassen sich auf die Frauen, auf die Schullehrer, auf die Schauspieler, auf die Gymnasiasten, welche bei öffentlichen Prüfungen Gedichte deklamiren. Die Stammbücher, die Mustersammlungen, die Componisten sichern diesem lyrischen Dichterschwarm eine gewisse Abrundung und Fer-

tigkeit, die sich dem Gedächtniß einprägt und immer ein gewaltiger Vorsprung ist, wenn man bedenkt, daß Goethe, Schiller, Bürger und Andere gleichfalls Gedichte geschrieben haben, die vom Volke auswendig gewußt werden und in saubern Einbänden hinter den grünen Vorhängen unserer Bibliotheken stehen.

Nun hat aber Goethe seine Gedichte nur beiläufig gemacht und sich weit mehr mit Dramen, Romanen und Forschungen beschäftigt. Von Schiller existiren nicht unwahrscheinlich viel Tragödien, sogar ein halber Roman und einige Lustspiele aus dem Französischen. Herder nun gar ist Classiker in einem ganz andern Betracht, als sich jene Fraktion den Classiker vorstellt. Jean Paul hat nie einen Vers geschrieben, Hoffmann auch nicht, auch Thümmel nicht, auch Hippel nicht, Tieck ganz schlechte, aber viel anders Vortreffliche in Prosa, ja es scheint, als hätte die andre Partei, welche die literarischen Ansprüche

uf das Gebiet der Prosa begründet, unendlich
ıehr für sich, als die lyrischen Dichter. Mundt,
aube und manche andre Kritiker vindiziren dem
)orizonte ihrer Thätigkeit die Fernsicht der
iterarischen Zukunft. Sie sagen, es gäbe lite-
ırische Keime nur noch in der Prosa, nicht im
Verse.

Der Grundgedanke der trefflichen Arbeit,
›elche uns beschäftigt, ist die Erwartung einer
euen Prosa, als des Messias, der die deutsche
iteratur aus ihrer Ohnmacht erlösen wird; ja
Mundt, ein Johannes dieses neuen Evangeli-
ms, sagt, daß der Messias schon mitten unter
ns wäre, und läßt sich von seinem Enthusias-
ıus so hinreißen, daß er den kühnen Satz auf-
ellt, in jedem Perioden, den Herr
Varnhagen von Ense schreibe, läge
ine Phase unsrer Literatur. „In
iesem Schriftsteller, sagt Mundt S. 385, sind
Elemente gegeben, um eine ganz neue Seite der

Literatur hervorzubilden". Aehnliche Ueberschwänglichkeit herrscht in einer Kritik, die Laube über Mundts Buch geschrieben hat. Beide erwarten das Heil der Literatur von der neuen Prosa, die entweder schon geschrieben wird oder erst geschrieben werden soll.

Soviel Achtung ich vor einem guten Style habe und unter andern mich dessen selber befleißige, so unbesonnen erscheint mir diese Ideenverbindung, welcher Mundt ein ganzes Buch und Laube ein Journal widmet. Hätt' ich sowohl von Laube wie von Mundt schon irgend einen hübschen Vers gelesen, so würd' ich die Strenge, mit welcher sie gegen die Poesie verfahren, für um so wahrhafter halten, je mehr Entsagung sie ihnen müßte gekostet haben. Der Fuchs nennt aber die Trauben sauer, die er nicht erreichen kann. Ich würde recht große Stücke auf meine Prosa halten, ohne mir darum eine Ungerechtigkeit gegen die Poesie zu erlauben,

die für meine literarischen Kategorien kein gutes Vorurtheil erweckt. Ob die Literatur, welche wir so sehnlich erwarten, die uns für unsre Zukunft von so großem Werthe ist, sich des Verses oder der Prosa bedient, das ist vielleicht nicht gleichgültig, kann aber von uns durchaus nicht bestellt und befohlen werden. Ob unser zukünftiger Messias Verse oder Prosa schreibt, das ist Nebensache. Die Hauptsache ist nur, wie er in Versen oder wie er in Prosa schreibt.

Wenn in den prosaischen Prophezeihungen Mundts und Laubes ein haltbarer Sinn zu vermuthen ist, so möchten beide vielleicht dies sagen wollen: Die Erlösung unserer Literatur kann nur in den Stoffen liegen, welche dem Gebiete der Prosa verwandt sind. Das wird Niemand in Abrede stellen. Mit der Lyrik allein ist dem Jahrhundert nicht geholfen. Ich bin fest überzeugt, daß das beste Gedicht, welches Anastasius Grün, so hoch verehrt von mir, geschrieben

hat, das beste Gedicht Lenaus, G. Schwabs und Andrer weniger fruchtbares Saatkorn für den Progreß ist, den ich mir von unsrer Literatur vorstelle, als all die formlosen und chaotischen Romane unsrer Mundt, Kühne und Wiese, ja sogar als die federleichten Bagatellen, welche Laube, seine Kraft anzuspornen vergessend, dem Publikum zuwirft. Ich weiß, daß vor dem Richterstuhle der Aesthetik die Lyrik gegenwärtig in Deutschland das Einzige ist, was den glänzenden Firniß der Classicität besitzt; dennoch scheint sie mir interimistisch, unfruchtbar, zu kunstslos. Sie enthält keine Nothwendigkeiten in sich, die von literar-historischer Bedeutung werden dürften, sie entwickelt nichts, was ihr selbst vielleicht ganz gleichgültig sein darf, da sie gefällt und ihren Zweck erreicht, uns aber nicht, die wir recht gut wissen, auf wie unsichern Füßen unsre Literatur einherwankt, welche Gipfel sie zu erreichen, welche Flachmoore sie zu vermeiden hat.

Hier kann man sagen: Die Prosa, wie sie sich gegenwärtig gestaltet, enthält die Elemente in sich, die einmal ausschlagen und grün werden müssen, aber wahrlich! nur der Stoff der Prosa ist dies, nicht die Form. Unsre Zukunft kann sich und wird sich des Verses bedienen und auch in dieser Gestalt jene Themen ausführen, die der Prosa entnommen sind, aber der Prosa nicht erblich angehören. Es ist recht betrübt, daß Laube und Mundt keine lyrische Dichterkraft in sich besitzen, aber ein wunderlicher Hochmuth, wenn sie deßhalb Andern sie verkümmern wollen.

Mundt und Laube entgegnen mir: Vergiß unsre Prosa nicht, und unsern Styl; hat man jemals in dieser Art geschrieben? hat unser Styl nicht einen Charakter, der eine neue Thatsache ist und beinahe einer literarischen Wiedergeburt gleich kömmt! Ich gestehe, auf diese Entgegnung nur mit Beschämung antworten zu können. Denn leider hat die „junge Literatur," zu der

ich selbst gehöre, die Grille gehabt, ihre eigne Entwickelung, die vielleicht nur eine Entwickelung von der Unbeholfenheit bis zur größeren Routine ist, immer auch zu historischer Nothwendigkeit, zu einer Phase der Literatur zu machen. Man wird ihr dies vergeben, weil Niemand das Interesse derselben für unsre öffentlichen Verhältnisse bestreitet. Sie sollt' es sich aber selbst nicht vergeben, sondern bescheiden genug sein, ihre stylistischen Fortschritte unter folgendem Gesichtspunkt zu betrachten: Wenn Laube und Mundt eine neue Prosa träumen, so ist dieser Traum sehr relativer Natur. Er bezieht sich auf Niemanden anders, als auf sie selbst. Die bessere Prosa, die gegenwärtig geschrieben werden soll, ist da, aber natürlich nur bei ihnen selbst, bei ihnen, die mit einem sehr unbeholfenen Style, der fortwährend über Doktrin und Subjektivität stolperte, begonnen haben. Die Restauration, auch das will ich zugestehen, schrieb

einen traurigen Styl. Weil sie keinen Charakter hatte, so konnte sie auch keinen Styl haben. Allein man hat vor der Restauration vortrefflich geschrieben, man schrieb classisch in unserer classischen Zeit; ich sehe nicht ein, welche Schönheit z. B. Mundt in seinem Style vor Thümmel, vor Göthe, vor Herder, der auch die Blume liebte, voraushaben will? Wozu also sich anklammern an Vorstellungen, die nicht ein einziges besonnenes Motiv für sich haben! Wie wär' es möglich, daß aus einer etwas rapideren und geschmückteren Prosa eine neue Aera der Literatur sich erzeugen könnte. Wahrlich, unsre Nachkommen werden die fieberhaften Träume belächeln, welche wir unter den allerdings entmuthigenden Umständen der Gegenwart, in dieser krankhaften Ungewißheit unsrer selbst, über uns haben kommen lassen. Wenn wir uns in solche Theorien festrennen, wie diese Prosa-Theorie Laubes und Mundts ist, so werden unsre Nach-

kommen sich an einem Gedichte von Anastasius Grün erfreuen und die Thoren auslachen, welche ihnen den Genuß verkümmern wollten, ohne dafür etwas Bessres zu geben.

Ja, ich will sogar dem neuen Prosa-Evangelium einen Schritt näher entgegenkommen, ich will zugeben, daß unsre gegenwärtige Prosa mehr thut, als dem Style, den wir in classischen Zeiten schrieben, allmälig uns wieder anzuähneln. Ja wir haben etwas Neues in unsrer Prosa, und grade dies ist es, was Mundt nicht anerkannt hat. Er macht in seinem fleißigen und die gediegene Solidität dieses tüchtigen Charakters auf jeder Seite bezeugenden Buche viel treffliche Bemerkungen über die neue Prosa; allein eine wunderliche Eingenommenheit gegen H. Heine besticht ihn, das außerordentliche Verdienst, welches grade dieser Dichter um unsre neue Prosa hat, zu übersehen oder vielmehr zu verkleinern. Wenn irgend etwas unsrer neuen

Prosa ihren originellen Charakter gegeben hat, so ist es die künstliche Natürlichkeit und natürliche Künstlichkeit der Heineschen Diktion, dies naive Spiel mit der Sprache, dies kluge Berechnen ihrer Wirkungen und Wendungen für diesen oder jenen Gedanken, dies Auflösen sogar der lexikalischen Bestimmungen und Zurückgehen auf die den figürlichen Bedeutungen zum Grunde liegenden sinnlichen Anschauungen, dies beredte Stammeln, diese geschwätzige Einsilbigkeit, dieses Wiederschaffen des schon Geschaffenen und Umbilden des längst Gebildeten. Heine nimmt kein Wort in den Mund, ohne es vorher an den Lippen gekostet zu haben. Heine kann keine Abstraktion in seine Vorstellung aufnehmen, ohne nicht dafür ein konkretes Bild zu suchen. Heine hat unsrer Kunst, sich auszudrücken, unendliche Reichthümer verschafft. Er hat die Prosa allerdings mit der Pflugschaar des Dichters umgeackert, aber wohl nimmermehr gedacht, daß man

erstens so ungerecht sein, seine außerordentlichen Verdienste um die deutsche Prosa zu verkennen, und zweitens so weit gehen würde, diese regenerirte, interessante neue Diktion an die Stelle des poetischen Ausdrucks zu setzen. Es ist nicht recht von Laube, daß er diese Ungerechtigkeit Mundts unbestritten ließ. Beide sprechen nur von Herrn von Varnhagen und noch einmal von Herrn von Varnhagen, von Gans, von Ranke. Der letzte ist Historiker und weit stolzer auf seine Forschungen, als auf das Gewand derselben. Der erste schreibt einen hochwohlgebornen Perioden-Styl mit sechs Pferden lang und Herr Gans vollends hat einen Styl, aber keinen classischen. Auch Mundt, der so viel von dem Style erwartet, eine wahre Welterlösung, schreibt viel zu gestreckt und überhängend. Sein Ausdruck ist recht erfreulich, man ist immer mit ihm auf einer grünen Wiese, wo hier ein Beet steht, da ein Baum dort zwei Lämmerchen und durch

die ganze Landschaft hindurch einige silberne Periodenbäche schimmernd. Laube vollends aber ist in der Gährung seines Ausdrucks begriffen, sein Styl hat Charakter, aber keine Schönheit. Er sucht Heine mit Varnhagen zu verbinden, Börne mit Gentz, er hat sich recht eigentlich einen Jargon angeschafft, der ihn immer kenntlich macht, aber um keinen Preis nachgeahmt zu werden verdient. Seine Kritik über das Mundt'sche Buch wimmelt von neuen Sprachbildungen, die etwas Ohrzerreißendes haben; z. B. sagt er: Solches Studirthaben blickt aus Mundt hervor! Er sagt ferner: Das Verbreitetseyn der Bücher. Ferner: Die so zu beurtheilenseynsollenden Gegenstände. Ja wahrlich, wenn in dem neuen prosaischen Zukunftshimmel der deutschen Literatur ein solcher Styl für classisch gehalten werden sollte, dann wär' ich es gern zufrieden, mich von demselben ausgeschlossen zu sehen.

Abgesehen von diesen vaguen Träumereien, die das doppelt Nachtheilige haben, daß sie einmal den Zwiespalt in der Literatur selbst nur noch vermehren, und anderntheils das antheilnehmende Publikum verwirren, enthält das Buch von Theodor Mundt einen ganz außerordentlichen Reichthum treffender und geistreicher Bemerkungen über die Geschichte des deutschen Ausdrucks und den Styl unsrer gefeierten Schriftsteller. Die Vorschriften, sich einen guten Styl anzueignen, konnten dabei immer nur allgemein gehalten sein, denn das Gehörige, Richtige und Schöne liegt hier fast eben so sehr im Gefühl, wie auch die Vorschriften der Moral kaum mit vollkommener Erschöpfung aller casuistischen Fälle äußerlich gelehrt werden können. Ich habe mich viel damit beschäftigt, Grundsätze einer feinern Stylistik zu entdecken, allein noch immer kein Prinzip gefunden, dem ich meine Bemerkungen unterordnen könnte. Ich halte z. B. folgenden

Satz für schlecht stylisirt: Mundt sagt S. 24.: „Niemand verdaut nach einem Handbuche der Physiologie, oder ist, wenn er sie auch noch so gut kennt, der Organe in dem Augenblick sich bewußt u. s. w." Man soll keine Sätze schreiben, die man erst versteht, wenn sie zu Ende sind. Mundt fängt mit dem Verdauen an, man hat bei dem, was er sagen will, die Vorstellung des Essens. Indem er fortfährt: oder ist, so denkt der Hörer, der Vf. bliebe seinem Bilde treu, und wird dadurch genirt, daß er es nicht thut, sondern ist mit dem s, nicht mit dem ß geschrieben haben will. Diese scherzhafte Bemerkung kann noch im Ernst beweisen, daß man nicht schreiben soll für das Auge, sondern für das Ohr. So ließen sich der Beispiele mehre geben, aus denen hervorginge, wie an der Schönheit des Styls die Hauptsache etwas Unaussprechliches ist.

IX.

H. Laube.

---

in fertiges und objektives Urtheil über Hein=
h Laubes Schriften zu fällen; dazu trau'
mir nicht Competenz genug zu. Ueber Wien=
rg, Mundt und Andre, die sich an bestimmte
endenzen und Theorieen anschließen, die einem
rgefaßten Begriffe durch ihre Schriften entwe=
r die Erläuterungen des Geschmacks oder des
edankens geben wollen, wird mir, der ich mehr
der weniger in einer ähnlichen Lage bin, das
rtheil leichter. Obschon selbst an der Lösung
r mannichfachen Probleme, welche unsrer heu=
gen Literatur gestellt sind, mit Herz und Em=
findung betheiligt, verlier' ich doch den Maaß=
ab des fremden und verwandten Strebens nicht

und werde immer einräumen, daß ich die Flüssigkeit des Wienbarg'schen Styls und die weise Behutsamkeit der Mundt'schen Denkungsart nicht erreiche. Allein mit H. Laube verhält es sich anders. Dieser, durch so viel Theilnahme ermuthigte Autor hat sich eine Bahn für seine eigne Person gebrochen. Er hat seine Subjektivität zu einem endlichen Siege über den widerhakigen und spröden Stoff gebracht. Was Tendenz und Gesinnung ist, das war allerdings die Nabelschnur, an welcher er auf die literarische Welt kam; aber diese Nabelschnur vertrocknet bei Neugebornen und fällt ab. Laube hat sich ein eignes Genre erfunden, das zwischen Heine und Göthe in der Mitte sich auf einem Heinse'schen Sopha mit Bequemlichkeit bettet. Er strömt in seinen neuern Schriften die Behaglichkeit seines neuen Styles, seiner neuen Anschauungsweise und seiner eigenthümlichen novellistischen Combinationen aus. Er hat den ganzen Um-

ng seines Strebens in die Gewalt seines Aus-
ickes gebracht und bietet, leicht der erste unter
en den neuen Zöglingen der neuen Zeit und
eratur, das Schauspiel einer gerundeten fer-
en Manier dar, die ihr Ziel gefunden hat und
r allen Ueberstürzungen der innern unruhigen
alektik, vor allen Besorgnissen über Zweck
d Ausgang unsrer Bestrebungen, vor allen
gewißheiten über die Aussöhnungen der Kunst
t ihrem Inhalte, des Gedankens mit der
rm, der Schönheit mit der Wahrheit sicher
d ruhig ist. Laube hat das Fahrwasser sei-
s Talentes gefunden; ob dies hoch oder seicht
, dies zu bestimmen gebührt der Entscheidung
s Publikums oder wenigstens einer Kritik, die
i den fernern Fortschritten unsrer Literatur we-
ger betheiligt ist, als die unsrige.

Laube hat wohl gewußt, daß es der aus
er Juliaufregung hervorgegangenen unreifen Li-
ratur, die sich auf die Persönlichkeit begründen

zu können vermeinte, vor allem an der Schönheit, nicht der Leidenschaft und des Charakters, wohl aber an der ästhetischen Schönheit des Ebenmaßes und der harmonischen Ordnung mangelte. Die sanfte Wellenbewegung des Rhythmus in Worten und Gedanken wurde seine Hauptaufgabe. Er hat sie mit der Zeit lösen gelernt. Er hat sich von der Anschuldigung, Goethes Styl nachzubilden, nicht irre machen lassen, sondern grade diese nüchterne Prosa von Weimar als eine chemische Rectification seiner gährenden, unregelmäßigen und buntgemischten Darstellungselemente benutzt. Er lernte auf diese Weise, die Feder führen ohne Angst, der Inhalt möchte ihm davon laufen. Er gewann die Oberhand über die Form und konnte, als er diese erobert hatte, nun wieder allmälig daran denken, seine nur einstweilen beseitigten Eigenthümlichkeiten hervorzusuchen und sie, um den Goetheschen Styl doch etwas würziger zu

en, in dem Fluß seiner gewonnenen Sprach-
keit aufzulösen. Er konnte seine Origina-
wieder auf das glatte Eis der Goetheschen
ion zu führen wagen, ohne zu fürchten, sie
te einbrechen. So werden jetzt alle nach-
nden novellistischen Produktionen dieses Au-
gegen die früheren einen Vorsprung haben.
werden mit jener Sicherheit und Ruhe auf-
, die der Vf. des „jungen Europa" noch
t kannte und doch von diesem ersten Ver-
einer leidenschaftlichen Phantasie alles
hafte, Gesunde, Ureigne und Charakteristische
jene sanfte Sprachfolie legen, die zum ersten-
in der Novelle: die Schauspielerin, zu matt,
anft, und in jeder Beziehung unbedeutend
etreten war. Zwischen diesem ersten Ver-
, die Herrschaft über die Form in der Er-
ung zu gewinnen und der Novelle: das
ck, liegt ein großes Feld des zurückgelegten
schrittes zwischen. In dieser neuen Novelle

tauchen eine Menge kleiner origineller Reize und farbiger Nüancen wieder auf, die in der „Schauspielerin" alle dem Götzen des Styles und der Behaglichkeit geopfert waren.

Mit welcher Verläugnung Laube daran arbeitet, sich in seiner Art eine Abrundung zu verschaffen, ersieht man sogar aus den Stoffen, die er für die novellistische Darstellung wählt. Da werden keine Himmel mehr gestürmt, keine Höllenfahrten unternommen, da wagen sich keine Leidenschaften mehr an den Rand des Tarpejischen Felsens, von welchem, wie wir das Beispiel erlebt haben, die Polizei nicht das Geschöpf des Dichters, sondern den Dichter selbst hinunterstürzt. Da wird jede gesellschaftliche Zweideutigkeit, die einen neuen Anklagepunkt unsrer Literatur hergeben könnte, vermieden. Laube verschmäht den Kampf mit den Sittlichkeitsbütteln unsrer Kritik und den Grieswärteln der Confiscation um so mehr, als er, um seine eigen

Natur, sein Dichtervermögen, zu retten, grade jener harmlosen Stoffe bedarf, die wir ihn in seinen neuern Produktionen mit soviel guter Laune und wohlverdauender Behaglichkeit kneten und behandeln sehen. Ja wählt' er nicht für seine Novelle: das Glück, einen Helden, den er absichtlich zum unbedeutendsten Menschen macht; den er mehr mit einer Ironie verfolgt, als mit Theilnahme hervorhebt; dem er keinen andern Reiz geben will, als den der ihm zustoßenden epischen Abenteuer? Dieser Gustav ist die Gedankenlosigkeit selbst, erst mit Geld, dann mit Glück ausgestattet. Der Zufall ist die höhere Einheit des Ganzen, welches hier die Entwickelung eines guten bürgerlichen Auskommens bildet. Die Scenen ergeben sich ohne Zwang und runden sich doch am Schluß auf eine das Gemüth nicht unbefriedigt lassende Weise ab. Vor allen Dingen: der Verfasser wollte selbst nichts, als Unbedeutendes, Zufälliges, Planloses schil-

dern und damit doch unterhalten. Er hat nicht bloß diesen Zweck erreicht, sondern sogar den, daß er für sein Talent ein gelungenes Unterpfand in die Wagschale der Kritik legte.

Ich wiederhole, daß mein Urtheil über H. Laube nicht kompetent ist. Ich spreche mit Liebe und Theilnahme von den Vorzügen dieses Schriftstellers; allein es ist möglich, daß sie eine noch entschiedenere Hingebung verdienen. Mich, in Rücksicht meiner eignen Bestrebungen, spricht die Art und Weise, der sich Laube gänzlich überantwortet hat, nicht allseitig an. Aber mögen meine Maaßstäbe nicht utopistisch sein? Mag mein Geschmack nicht an Ueberreiz leiden? Das erwäg' ich wohl und wünschte, es stünden Beurtheiler der Laube'schen Schriften auf, die mit voller Genugthuung von seiner endlichen Entpuppung sprächen, die ihn mit Eifer in seinen muntern Schmetterlingsflügen bestärkten, die ihm garantiren könnten, daß diese harmlo[illegible]

tmosphäre, die in seinen Novellen waltet, er-
uickend auf die Jetztmenschen wirkt.

Es ist ein schöner Zug, der Laubes neure
rbeiten auszeichnet, sich dem wahrhaft
lenschlichen zu nähern. Der Mensch ist das
laaß aller Dinge, wie jener Weise sagte. Der
lensch wird auch das Maaß einer Literatur
erden, die nicht wußte, wo sie es finden sollte.
echt menschliches Empfinden und Fühlen, wie-
reingeführt in die Literatur, wird uns zur
dylle zurückführen. Hier wird sich die Fähig-
it zur Poesie bewähren müssen. Der Dich-
r, der in wilden Verknüpfungen seiner Phan-
sie noch immer für einen raffinirenden Verstan-
sklügler gelten konnte, wird sich erst bewähren
nnen, wenn er im Einfachen, im Menschli-
en, in der Idylle vermag, die Sommerfäden
r Poesie zu erhaschen und selbst aus ihnen
rte und feine Gewebe zu bilden. Laube ist
ıgemein reich an solchen ächt poetischen Som-

merfäden, an solchen idyllischen Zügen aus der kleinen Welt des Zimmers und der Familie. Könnte er solche Momente der Erinnerung an altes Knabenglück und poetische Zufälle des eignen Erlebnisses mit recht dauernden Fermaten versehen, könnte er den Athem lang aushalten, wenn ihn eine dieser traulichen Empfindungen überschleicht, wie reizend würde für den Leser der Genuß sein! Noch fürchtet sich Laube mehr vor diesen Momenten, die ihm begegnen, als daß er sie aufsuchte und zu einer klaren Situation erweiterte! Er braucht sie nur als Ansatz zum Humor, als Schwungbrett, um schnell einen Sprung wieder auf Andres zu machen. Das würde nicht vorkommen, wenn sich Laube entwöhnen könnte jener nicht selten blos dekorirten Natur- und Lebensanschauungen, wenn er nicht in seine vorgefaßte Ansicht von der Gesellschaft und ihren Hebeln zurückfiele, in jene etwas romanhafte Auffassung namentlich des Lebens der

hern Stände, die schon den bekannten Fürsten
ickler vermochte, ein Boudoir zu persifliren,
welches Laube eine Gräfin setzte; während je-
r ein solches Boudoir nur bei Schauspielerin-
n anerkennen wollte. Aber nicht bloß die
rapperie, die Laube seinen Erfindungen gibt,
rt, sondern die ganze Denk- und Gefühls-
eise der vornehmen Welt, wie er sie schildert
id namentlich der Frauenzimmer. Laube kann
ine andern weiblichen Charaktere hinstellen,
s die es nicht gibt. Alle seine Frauen
indeln, alle stehen im Vorgrunde,
nz abgesehen, daß jene Angeliques, Wlaskas
id Tonis über und über mit Spuren der blo-
n Abstraktion und Erfindung besäet sind.
ß in Allem, was Laube geschrieben, sind die
änner indifferent und die Frauen arrangiren.
as beweist Vieles, was sich in einer Biogra-
ie unsres Autors gut ausnehmen und entwi-
ln lassen würde, das beweist strebende Gesin-

nungen, starke Neigungen, gesellschaftlichen Ehrgeiz, Glück und Unglück in der Liebe; aber übertragen auf jene poetische Welt, welche die wirkliche abspiegeln soll, ist die Wirkung unheimlich und ermüdend. Diese reitenden, fechtenden, schwimmenden Damen mit den zahllosen Einleitungskapiteln von Romanen an den Fingern ermüden und beleidigen; denn der Frauen, welche reiten, fechten und schwimmen, sind so wenige, daß wenn sie öfters in Romanen vorkommen sollten, sie uns bald alltäglich bedünken dürften. So findet sich auch in Laubes Arbeiten noch kein weiblicher Charakter entwickelt, der tief zu nennen wäre. Sie hauen alle über die Schnur, und sind bei ihm nur das, was wir in genialen Stunden wohl manchmal von ihnen wünschen möchten, aber was sie nur mit seltensten Ausnahmen sind. Auf Goethes wunderliche und unnatürliche Frauenzimmernaturen berufe sich Laube nicht! Er ließ die Weiber in seinen Ro=

manen nicht handeln, sondern sich nur durch ihre Passivität entwickeln. In den Tugenden der Resignation liegt die Tiefe des weiblichen Charakters und damit denn freilich auch eine ganz andre Welt, als die, welche sich in Laubes Novellen tummelt. In dieser neuesten ist kein einziger Mann, am wenigsten der Held, männlich und thätig entwickelt; die Männer sind Frauen in dem Stück, und die Frauen dagegen haben alle Kraft, wie Männer. Sie lenken das Ganze; sie sind die Angeln, um welche sich die Thüren der aufeinanderfolgenden Situationen drehen. Sollte sich Laube nicht entschließen, auch diesen Rest früherer Unnatur, diese chevaleresken Frauenzimmer, aufzugeben oder ihnen wenigstens weibliche gegenüber zu stellen, die ihren Mieder und ihr darunter klopfendes Frauenherz nicht verläugnen? Der wahre Reiz der Poesie liegt in der Schilderung der Menschen, wie sie sind.

Auch sind von Laube Reisenovellen erschienen, anmuthige, auf der Reise schnell beobachtete Lebensbilder, die Fortsetzung eines liebenswürdigen und durchaus persönlich angeschlagenen Tones. Diese neuen Bände übertreffen die frühern bei weitem an klarer Anschauung und objektiver Haltung selbst der Persönlichkeit; sie lassen die Liebschaften des Autors, deren die beiden erste Bände nicht weniger als ein Dutzend zählten, diesmal an der Seite liegen und haben sie in die Begebenheiten von Personen verwandelt, mit welchen der Reisende durch Zufall zusammentrifft. An Natürlichkeit stehen sie vielleicht zurück; doch sind die mannichfachen Rücksichten, die der Autor auch hier genommen hat, ihm von den Umständen geboten, wenn es gleich einen kalten Eindruck macht, daß diese Rücksichten sich alle die Miene der Ueberzeugung und der gereiften Einsicht gegeben haben. Die Stärke des Verfassers im Accommo-

diren ist außerordentlich. Statt daß er nur nöthig gehabt hätte zu verschweigen, spricht er fortwährend von den mißlichen Gegenständen und überredet sich, ihnen Physiognomien abzugewinnen, die meist immer ein historisches Recht haben sollen. Der Verfasser schildert Oesterreich und gibt einem hier sehr wesentlichen, aber doch leicht zu umgehenden Staatsmanne eine Stellung, die derselbe nie gehabt hat, oder, wenn er sie hat, doch nicht aus den Gründen behauptet, die ihm Laube, ich weiß nicht durch welche Veranlassung, unterschiebt. Jener Staatsmann hat unzweifelhaft etwas „welthistorisch Bedeutsames," er repräsentirt freilich ein großes eingreifendes Princip der Zeit, aber wer möchte mit dem Verfasser dieser Reisenovellen daraus das Recht einer Gottheit herleiten, die einmal für die Reaktion bestimmt ist, so gut wie Ceres für das Getreide und Bacchus für den Wein? Bleibt für die Beurtheilung dieses

Staatsmannes keine persönliche Zurechnung übrig? Laube macht so sehr einen Begriff aus ihm, daß man Laube selbst nicht begreifen kann. Warum überdies das ewige Anrühmen des Herrn von Gentz? Wer fragt denn darnach? wer will denn Begriffe haben, wo es sich um sehr leiblich gewesene Menschen handelt? Laube entschuldigt hier so viel, daß er unwillkührlich sich selbst anklagen muß.

Dazu kommt, daß, wenn einmal von einem Principe bei jenem Staatsmanne die Rede seyn soll, dasjenige, welches Laube angibt, durchaus verfehlt ist. Er wäre der deutsche Cavalier par excellence? Er wäre in der Politik nur der Mann der Fashion, der Grazie, des Geschmackes, des Goethismus mit einem Worte? Welch ein Maaßstab! Wenn es sich um einen unveränderlichen Gedanken handelt, so muß doch dieser zunächst eine historische Begründung haben, es muß doch zunächst von dem großen Kaiser-

staate selbst die Rede seyn, von seiner Geschichte und von Affektionen, die in den Thatsachen ihren nächsten Grund haben werden. Wenn aber Laube schon darin irrt, daß er jenem Staatsmanne einen entschiedenen Haß Napoleons aufbürdet, wofür sich schon zunächst dessen feiner Geschmack, der doch so hervorgehoben wird, bedanken würde; so ist sogar derselbe so wenig Cavalier, daß im Gegentheil alle seine politischen Ideen sich um das Nivellement des Adels zu drehen scheinen, wenn auch nicht um dessen Aufhebung. Die Isolirung des Kaiserstaates — dies wäre etwa ein Ausdruck, der einen hier von der Wirklichkeit bestätigten Begriff bezeichnen dürfte. Und will man das Originelle auf positive Verhältnisse noch weiter übertragen, so wär' es etwa der Haß der alten deutschen Reichs-Verfassung, kurz etwas Aehnliches, wenn es sich einmal um ein einziges Wort drehen soll. Unangenehm ist es aber auf alle Fälle, Zweifel

dieser Art von einem Autor angeregt zu sehen, der sie zu hegen, durchaus keine in seinen Gedanken oder in seinen Verhältnissen begründete Veranlassung haben sollte.

Diese vornehme, constructionssüchtige und bis in's Extrem tolerante Manier des fortgesetzten Buches abgerechnet, zeigt es uns den Verfasser in allen glänzenden Eigenschaften, die seinem Geiste und im Nothfalle auch immer seiner Feder zu Gebote stehen. Das sind wie immer gar kecke Assertionen, wo es Sitten und Umgangstheorien betrifft; das sind witzige und gemüthliche Wendungen, die den Verstand und das Herz überraschen; das ist zuletzt ein Styl, eben so natürlich wie berechnet, kunstvoll und harmlos zu gleicher Zeit. Zuweilen blickt, um auch hier aufrichtig zu seyn, etwas von einem gewissen modernen Jargon hindurch, der eben so pedantisch klingt, wie er originell seyn soll. Dazu gehören alle Goethismen, alle Abstraktionen,

wo man recht gut mit concreten Worten auskommen könnte, dazu gehören Perioden, wie: „die Vergleichung Wiens mit Berlin und umgekehrt ist oft da gewesen; es ist aber wirklich interessant, welch' strenge Gegensätze sich bei diesen Städten herausbilden. Der Spott über solch' große Verschiedenheit, über solch' Gegentheiliges" und so in dieser Weise fort. Das ist schon Curialstyl und macht, da er bei Laube häufig vorkommt, seine Darstellung bei so vieler Wärme oft kalt, bei so vielem Fleische oft hölzern. Man soll den Verfasser freilich am Style erkennen, aber nicht an dessen Fehlern, sondern an seinen Schönheiten. Schön ist es aber nicht, Laube bald bedenklich, bald bedeutend, bald stofflich bald gegensätzlich sprechen zu hören.

Man sage nicht, daß diese kleinen Rügen den Pedanten verriethen! Einmal wär' es traurig, wenn sich unsere jüngere Literatur in einen

Jargon hineinredete, der in zwanzig Jahren schon Gelächter erregen wird: und zweitens treten die Laube'schen Produktionen, die sich selten über das Besprechen erheben, so anspruchslos auf, daß man in Verlegenheit geräth, auf welche Punkte man bei ihnen um zu loben oder tadeln verweisen soll.

Mit dem fünften und sechsten Bande der Reisenovellen will Laube eine Dichtungsweise abschließen, welche man nicht von Heine allein, sondern von Thümmel hätte ableiten sollen. Bei diesem geistreichen Herrn von Thümmel findet sich schon das ganze Wesen, in welchem Laube sein nun geschlossenes Werk mit abwechselndem Glücke schrieb. Laube hätte sich mit dieser Ahnenschaft gegen den Vorwurf, daß er Heinisire, vertheidigen sollen. Seine Nachrede zu den Reisenovellen ist nämlich eine Rechtfertigung für seine Dichtungsweise. Er gibt seine geistige und nicht selten technische Ver-

wandtschaft mit Heine zu und bedient sich, um jedoch das nähere Verhältniß dieser Verwandtschaft auszudrücken, des schönen Gleichnisses: Heine führte uns zwar in die Schlacht; aber im Getümmel derselben mußte Jeder für sich selbst stehen. Laube sagt: uns; er bezieht sein Gleichniß auf alle die Schriftsteller, welche mit ihm zusammengenannt werden. Dagegen möchten aber wohl Alle Widerspruch einlegen. Von mir wenigstens gesteh' ich, daß ich in früherer Zeit keinem neuern Dichter sowenig Geschmack abgewinnen konnte, als Heinen, daß selbst seine Gedichte mir wie Tafftblumen, in welche wohlriechendes Wasser geträufelt war, vorkamen und daß ich nur der geschlossenen und gedrungenen Abrundung eines Börne mit Andern das Geschick, zu früh zu Hervorbringungen gereizt worden zu sein, verdanke. Die Theilnahme für Heine auch bei Wienbarg und Mundt ist nur kunstkennerische Ueberredung, allmälige Gewöh-

nung und die Folge der außerordentlichen stylistischen Reize, welche Heine, abgesehen von seinem ihn zu allen Zeiten kenntlich machenden Witz, in den französischen Zuständen zum ersten Male als ein neues Heureka! für die Prosa entfaltete. Laube allerdings ist durch Heine entzündet worden; aber nur er. Was Laube in seinem Nachworte zu den Reisenovellen als richtschnurgebend hinstellt, gilt nur individuell für ihn. *)

*) Ich gestehe, daß ich in früherer akademischer Zeit Heinen auch deßhalb nicht mochte, weil er Jude war und daß mir vor acht Jahren ein Dolch in's Herz fuhr, wie ich hörte, daß auch mein angebeteter Börne, der damals erst die 7 Bände seiner Schriften veröffentlicht hatte, ein Jude sein sollte. Aber ich glaube, daß man allen antijüdischen Fanatismus naturgemäß verlieren muß, wenn man so ehrlich ist, seine Liebe zu so ausgezeichneten Geistern, wie diese, nicht zu betäuben, sondern sie zu hegen quand même! Nicht das Literarische wurde mir, wie so vielen, durch das Nationale verleidet, sondern durch das Literarische grade, dessen Werth ich nicht läugnen konnte, kam ich zur Toleranz gegen das Nationale, zur Hingebung an die Interessen einer innigeren Verschmelzung mit einem Stamme, der kein Stamm mehr ist, und keiner mehr sein sollte.

Diese neue und letzte Sammlung der Reisenovellen zeichnet sich vor der ersten durch eine größere Ruhe, vor der zweiten durch eine wiedergewonnene Beweglichkeit aus. Waren die beiden ersten Bände dieses Werkes zu hastig abgefaßt, waren die persönlichen Erlebnisse so grell hervorgehoben, daß sie Ursache des Vorwurfs der Schönthuerei, den man Lauben zu machen anfing, wurden: waren andrerseits Band 3 und 4 in eine heillose Diplomatisirung der Ausdrücke und Empfindungen hineingerathen, glaubten wir hier einen jungen Gesandtschaftsattaché zu sehen, der bei dem Fürsten von Metternich Diplomatie und bei Herrn Varnhagen von Ense correcte Schreibart lernen wollte; so mildern sich in dem Schlusse des Buches die beiden vorschmeckenden Elemente und stellen eine ruhige, besonnene und doch hinlänglich poetische und originelle Mischung vor. Diese beiden letzten Bände des Werkes sind unstreitig die besten und

werden dadurch in diesem Eindrucke höchstens beschränkt, daß diese Dichtungsweise den Reiz der Neuheit verloren hat und die Behandlung sich nicht ändert, ob Berg oder Thal, Fluß oder Meer, die Insel Rügen oder Thüringen, der Rhein oder der Neckar vom Verfasser bereist werden.

Ueber Berlin spricht sich Laube mit wärmster Theilnahme aus. Man muß verbinden, aus allem das Reizendste hervorstöbern können, hinlänglich beweglich sein und mit Hülfe einer Droschke die langweiligen Striche der nordischen Hauptstadt überspringen können, um so herzlich an dem Leben und Treiben derselben Theil zu nehmen, wie es Laube thut. Laube hält sich an das geistige Interesse Berlins und sucht sogar den Eckenstehern ein solches abzugewinnen. Er faßt den ganzen breiten Stoff vom Standpunkte der Intelligenz. Er räumt Glaßbrennern so viel Rechte ein, als Hegeln. Von letzterm

itt' er freilich mehr entlehnen dürfen als von
sterm. Ich glaube nicht, daß es Berlin Ehre
acht, wenn man von der Schilderung seiner
:istigen Leistungen auf die der Eckensteher über=
:ht. Ich erlaube mir hierüber ein Wort.

Diese ekelhaften Menschen haben durch Glaß=
:enner, der allerdings ein muntrer und witziger
opf ist, eine traurige Berühmtheit erlangt.
inmal muß man annehmen, daß die gäng und
:ben Berliner Eckensteher, sowie sie geschildert
:rden, nur die baare Erfindung Glaßbrenners
:d, und sodann den lächerlichen Eindruck des=
ı, was sie sprechen sollen, nur auf Rechnung
r Sprache bringen, die der Ausländer für
ollig hält, da er sie nur halb versteht. Ich
stehe, daß ich, als geborner Berliner, die
ckensteher und was damit zusammenhängt, in
:m Grade für die **partie honteuse** Berlins
ılte, daß ich den Erfolg beklage, den Glaß=
renner mit seiner, wie Laube sagt, „Einfüh=

rung der Eckensteher in die Literatur," gehabt hat. Weder den Berlinern noch den Ausländern machen die zahlreichen Auflagen der kleinen Heftchen Glaßbrenners Ehre. Wiener Possen haben etwas Gemüthliches; Nefflens Vetter aus Schwaben ist eine Salzsoole von Witz und guter Laune; aber Eckensteher Nante — er stinkt so nach Fusel, daß, wenn man ihm mit einem Fidibus zu nahe käme, er in blauen Flammen aufgehen würde. Ich will nicht läugnen, daß Berlin's Volkszustände in ihrem eigenthümlichen Idiom dargestellt werden können; allein Glaßbrenners dahin einschlagende Versuche scheinen mir mißglückt. Die Gemüthlichkeit der Berliner untern Volksklassen ist nirgends bei ihm anzutreffen, und doch ist die Beschränktheit, die Glaßbrenner in den politischen Gesprächen derselben zu verspotten sucht, lediglich die Folge jener Gutmüthigkeit. Alle seine Figuren reden wie im Rausche, und zwar in dem Rausche der

gebrannten Wasser, der allerdings etwas Blasirt-Raffinirtes absetzt. Das mag für Nante No. 22 passen; aber nicht für ganz Berlin. Glaßbrenner's Berlin ist nur geneigt zu Prügeleien: aber schon der Ausdruck: Sich keilen für sich raufen ist ganz falsch, um etwas für Berlin Allgemeines auszudrücken. Die Schulknaben und vielleicht jene schmutzige Gilde von verwahrlosten lüderlichen Burschen, die ihr Brod damit verdienen, die Wagentritte bei Hochzeiten und Kindtaufen herunterzulassen, bedient sich jenes Ausdrucks. Für die Eckensteher ist er zu kindisch. So verfehlt es Glaßbrenner in den meisten, eigentlich kenntlichmachenden Nebenumständen und Bezeichnungen. Seine Bilder sind hochdeutsch gedacht und dann in das Berliner Patois übersetzt. Dieser Mangel ist mir darum so anstößig, weil ich in Berlin gesehen habe, wie gefährlich er den Sitten und der Bildung jener Stadt ist. Wären Glaßbrenners Skizzen

ächt d. h. verfolgten sie nur die Ideenkreise des untersten Berlins, so würde der Mittelstand ihnen nicht die Zoten nachsprechen, selbst der Gebildete (denn leider hört man in dessen Munde oft genug jene abgeschmackten Redensarten) würde es nicht können, weil die Sphäre nicht die seine ist. Allein Glaßbrenners Erfindungen sind so raffinirt, so hochdeutsch gedacht und nur schlecht Berlinisch vorgetragen, daß junge Männer und Frauen aus den Mittelklassen ihm alles nachsprechen und sich jenes Witzeln und Stichreden angewöhnt haben, welches man in Berlin mit den Worten bezeichnet: Die oder der ist recht Königstädtisch d. h. die oder der sagt statt Ja, Allemal, statt: Recht gerne: Ei warum denn dieses nicht? statt Oho: Refschandeller! statt: das wäre fatal: Pfui Spinne! statt Geld: Kies u. s. w. Dies Witzeln und Nachsprechen der Königstädter Theater- und sogenannten Berliner Witze ist in

Berlin bei manchen Klassen z. B. jungen Kaufleuten und Handwerkern, namentlich jenen Leuten, die in Berlin auf der Höhe des Elysiums- und Colosseumsbesuches stehen, so eingerissen, daß für einen gebildeten Mann, dem die höhern Zirkel nicht zugänglich sind, Berlin unerträglich geworden ist. Ich wenigstens gestehe, daß dieses Uebel meiner Vaterstadt, wenn ich täglich ihm ausgesetzt wäre, mir eine physische Unbehaglichkeit zuzöge. Dies aberwitzige Wesen war doch 1780 und 1806 dort nicht zu Hause. Wie kommt es jetzt in die Berliner hinein? Ich will es aufrichtig sagen: durch den erbärmlichen Geist der Journalistik und des Königsstädter Theaters, die beide seit etwa 1826 Hand in Hand giengen um den Geschmack in Berlin zu verderben. Die alten Institute: Gesellschafter, Freimüthige sanken in ihrer Geltung. Eine neue Generation brachte den grimassirten Unsinn auf. Ladendiener gaben

in Berlin Journale heraus! Wie konnten diese anders ihr Glück machen als dadurch, daß sie der Gemeinheit eine gewisse anständige Form gaben? Die Blätter und die Theaterstücke der Angely, Rösicke und Beckmann überboten sich in Dummheiten. Haben doch die Chorführer dieses Treibens, Saphir, „Dumme Briefe", und Oettinger „fashionable Dummheiten" herausgegeben! Wahrlich man spricht vom Einfluß, den der Staat auf die Literatur haben soll. Hier wäre ein Feld, nicht bloß, um das Unkraut auszujäten, sondern gesundes Korn einzupflanzen. Warum gewinnen nicht edlere Naturen, die das Talent außerdem haben, populär zu sein, Raum für eine anständige, Deutschlands und Europas würdige berliner Journalistik? Dürften sich Mundt, Kühne, Laube, H. Marggraff u. A. in Berlin mit Behaglichkeit so, wie sie es zu wünschen scheinen, ergehen; die Gefahr der raffinirten Verwilderung,

die zwei Drittheilen in Berlin droht, würde bald überwunden sein. Die Regierung hat Einiges gethan; sie hat studirte Leute für die Redaktionen verlangt. Sie muß aber noch mehr thun.

Laube darf mir nicht übel nehmen, wie ich von seinen Reisenovellen auf die Eckensteher abschweifen konnte. Was braucht' er auch diese Sphäre zu berühren!

Der letzte Theil seines Buches enthält quellengemäße und hier zum erstenmale gedruckte Briefe Goethes an F. A. Wolf und viel Merkwürdiges über Weimar und den Inhalt der dortigen Mausoleen. Süddeutschland wird sehr im Fluge und bei Novemberregenwetter bereist. Die Nebel, die die Fernsichten decken, veranlassen den Autor zu hübschen Novelletten, die er bunt auf die Fenster des Postwagens malt. Wo die Natur nichts bietet, läßt Laube die Geschichte sprechen. So fehlt es hier an Abwechslung nicht.

Die neuern Schriften dieses Autors schließen, seiner eignen Absicht nach, eine erste Periode seiner Entwickelung ab. Was uns die zweite, was die dritte geben soll, hat er uns weder angedeutet, noch läßt es sich aus Vorliegendem schließen. Wird sie uns einen Autor geben, der mit weniger Leichtigkeit hinwirft und mit größerer Strenge gegen sich selbst verfährt, der eine gewisse Abrundung der Form noch nicht für die Rechtfertigung und Beschönigung eines unbedeutenden Inhalts ausgiebt, der seine poetischen Anschauungen weniger von der Oberfläche der Gesellschaft nimmt und sich nicht in Sentenzen und Maximen gefällt, die von denen des Fürsten Ligne Alles, nur nicht die Tiefe haben; dann wollen wir dieser zweiten Periode eine Ehrenpforte bauen, selbst wenn Laube fortfährt, sich eine gesellschaftlich-politisch-literarische Stellung auszugrübeln, die weder im Sein noch im Werden, weder auf dem Trocknen noch im Flusse,

weder im Himmel noch auf der Erde wurzelt
und die höchstens nur diese Form der Möglich-
keit hat, daß sie dem Bestehenden im Staate mit
ast religiöser Entsagung seine heilige Geltung
läßt und der Opposition anräth, hinzugehen,
Oekonomie zu studiren und sich den eignen Kohl
zu pflanzen. Damit schließt nämlich Laube sein
„junges Europa", einen Roman, der mit über-
triebenen Hoffnungen beginnt und mit leidigen
Tröstungen endet. Laube ist auf dem Punkte,
die Schwächen des Liberalismus zu durchschauen,
die Literatur von den Erinnerungen an 1830 zu
erlösen, neue Ausdrücke für alte Dinge und neue
Begriffe für alte Worte zu schaffen. Sollte er
an diesem Beginnen, dem eine Selbsttäuschung
zu Grunde liegt, scheitern, so würd' es ihm
Deutschland nur unter der Bedingung vergeben,
daß er seinem poetischen Talente eine tiefere An-
wendung gäbe, als die, den oberflächlichen
Schaum der höhern Gesellschaft abzuschöpfen,

daß er Bedeutendes zu erfinden lerne und es mit einer, den Künstler und Dichter verrathenden Seelenruhe und Gemüthswärme durchführe, daß er vor allen Dingen einsehen lerne, durch eine affektirte Goethisch-Varnhagensche Sprache, sentenziöse Wendungen und einen gewissen anmaßenden Fluß der Darstellung werde aus einer Mütze nie ein Helm, aus einer Lehmhütte nie ein Pallast, aus einer Miethskutsche nie ein Wagenzug von sechs Pferden, aus einem goethisirenden Clauren endlich nie ein Goethe!

Wir aber wollen an uns selber Gerechtigkeit üben, damit uns Gott nicht bald einen Simson sendet, der uns die Schwänze zusammenbindet, Feuer dazwischen legt und die so eitlen Schakale in die dann hohnlachend aufflackernden Saaten der Philister jagt!

X.

Gustav Schlesier.

Alle Vaterlandsfreunde sahen mit Genugthuung, wie ein Zwiespalt des politischen ja fast des gesellschaftlichen Lebens, der noch vor einigen Jahren in Süddeutschland theils gewaltsamer theils rechtlicher Mittel sich bediente, um einem von zwei entgegengesetzten Extremen den Sieg zu verschaffen, allmählig, wenn auch noch nicht überall aus den Gemüthern, doch aus dem Verkehre der verschiedenen Stände und namentlich aus den Berührungen sich verlor, welche in einzelnen Staaten Regierte und Regierende durch sogenannte Verfassungen zusammenführten. Die Interessen der materiellen Existenz, die Interessen des Handels und der Industrie werden

gewöhnlich mit der Ehre bekleidet, ausschließlich diese Versöhnung bewirkt zu haben: was den Ständeversammlungen nicht gelang, nämlich Vertrauen zwischen zwei Parteien herzustellen, wo eine von der Schwäche der andern zu gewinnen hoffte; das soll bald darauf einem Kanale, einer Eisenbahn gelungen sein. Wenigstens pflegt man, wenn man die Beruhigung der politischen Leidenschaften zu erklären sucht, den Indifferentismus vorzuschützen, der sich plötzlich des Zeitgeistes bemächtigt hätte, gleichsam als wäre kein Friede, sondern nur ein momentaner Waffenstillstand jetzt eingetreten. Diese fast drohende Erklärungsart hat aber das Rechte schwerlich getroffen. Weit entfernt, daß Deutschland in einen materiellen Indifferentismus versunken wäre, ist es nach wie vor der Entwickelung seines politischen Lebens zugewandt und scheint sich nur darin besonnen zu haben, daß es die Mittel, welche früher von dem Parteigeiste angewandt

wurden, entweder als ungerechte oder als zweckwidrige erkannt hat. Von einer Reaktion der Regierungen kann nur zum Theil die Rede sein; denn wenn sie auch die Ueberfluthungen des einmal ausgetretenen Redestromes in ein enges aber natürliches Bett zurückdrängten, so hat sich doch die Opposition so bereitwillig diesen Anordnungen gefügt, sie hat, da es ein Gesetz wurde, in seinen Reden sich zu mäßigen, doch lieber gar nicht geredet und hat auch nur das geringste Quantum von Wirksamkeit, die möglichste Ausbreitung ihrer Ueberzeugung so wenig mehr zu betreiben sich veranlaßt gefühlt, daß man, gleichviel ob man nun an ihrer früheren Aufrichtigkeit zu zweifeln Grund hätte oder ob man annehmen müßte, daß ihr die Mittel nicht zu Gebote stehen, mit Mäßigung ihren Ideen und deren Verbreitung nachzuleben, jedenfalls berechtigt ist, den jetzigen Zustand unsres Vaterlandes keinen vorübergehenden, interimistischen, oder wohl

gar nur auf materielles Wohlleben gerichteten zu nennen, sondern ihn für die Entwickelung unserer politischen Existenz eben so hoch anzuschlagen, wie nur irgend eine Epoche, die schon da war oder noch kommen soll.

Bei diesem auffallenden Stillschweigen des früher so lauten Widerspruchsgeistes, bei einer Erscheinung, die weit entfernt ist, in Ueberzeugung und aufrichtiger Nachgiebigkeit ihren Grund zu haben, kann ein Versuch nicht überraschen, der kürzlich unter dem etwas obsoleten Titel: Oberdeutsche Staaten und Stämme von G. Schlesier gemacht worden ist, die politische Debatte unter den heutigen Umständen wieder aufzunehmen, sie auf das Maaß gegebener Zustände zurückzuführen, und den Widerspruch nicht im Sinne des Parteigeistes oder einer die Ordnung gefährdenden Freiheitsleidenschaft, sondern als etwas in der Natur alles Staatslebens Begründetes wieder aufzunehmen, eine Opposi-

tion im Englischen Sinne des Wortes, die, wie der Verfasser sehr naiv sagt, damit enden würde, daß man ihn an einen Ministertisch beriefe und ihm ein Portefeuille zu vertheidigen gäbe. Der Verfasser jenes in der Schreibart etwas ungeglätteten Gemäldes der süddeutschen gegenwärtigen Staatenlage will seine Opposition nicht an die letzte Rede des Herrn von Rotteck oder irgend eines Andern, der es bedauerte auf Hambach nicht gesprochen zu haben, anknüpfen, sondern an die patriotischen Phantasien des Justus Möser, an eine Zeit, die demnach weder Napoleon, noch den östlichen Völkeraufschwung kannte, frei war von dem politischen Galvanismus, der über das erstorbene Deutschland durch die französische Revolution kam, an eine Zeit, will der Verfasser auf jeden Fall sagen, wo man die Maaßnahmen der Regierungen tadeln durfte, ohne darum für einen Jakobiner gehalten zu werden. So verjährt diese Anknüpfung ist, so

neu ist sie für unsre Zeit. Wir wollen den Versuch des Verfassers näher beleuchten, und werden es mit um so größerer Bequemlichkeit thun können, da Alles, was nach einseitiger bloß formeller Oppositionsmacherei riecht, namentlich die meisten Ständeverhandlungen, die Süddeutschland seit der Julirevolution erlebte, in dem Verfasser der Oberdeutschen Staaten und Stämme einen entschiedenen, und wenn man die verscherzte Volksgunst bedenkt, unerschrockenen Gegner gefunden hat.

Hielten wir die Erscheinung jenes Buches nicht für wichtig, so würden wir keine Notiz davon genommen haben. Wir gestehen aber, daß in dem gewiß noch jugendlichen Haupte, dem dasselbe entsprang, eine Verwirrung der Ideen zu gähren scheint, die jede sichre Abgränzung dessen, was er eigentlich will und was wir, ihm zufolge, eigentlich thun sollen, gänzlich unmöglich macht. Nicht nur, daß die widerspre-

chendsten Dinge auf eine wunderliche Weise von ihm gemischt werden, daß er in seinem Gemälde bald vom Rieder Vertrage, bald von den Freuden des Münchner Lebens, bald von der Politik des Wiener Congresses, bald wieder von den Straußischen Walzern spricht; sondern seine Begriffe, die er ganz eigentlich aus einem Systeme herauszuschälen sich die Miene giebt, tragen ihrerseits selbst so oft den Stempel des augenblicklichen Einfalls, einer guten oder bösen Laune, vor allen Dingen aber eines gewissen leidenschaftlichen bloßen Tadelgeistes, eines pedantischen Dandysmus, wenn wir so sagen dürfen, daß man von den zahllosen Versicherungen seiner Ergebenheit an die Thatsachen der Ordnung und des bestehenden Gesetzes, wie von einem Mißtone, der nur künstlich ist, während all sein anderes naturalistisches Wesen ihm angeboren scheint, fast unheimlich berührt wird. Es herrscht mit einem Worte eine wunderliche Mengerei von

Ideen und Anschauungen in diesem Versuch, die politische Debatte auf's Neue zu eröffnen, ein halb freies, halb gezwungenes Wesen, Dilettantismus und Kathedertheorie, Belletristik und Politik, kurz eine Unbestimmtheit des eignen Könnens und Wollens, daß man fürchten muß, der Verfasser möchte die Gegenstände, über die er sich verbreitet, mehr compromittiren, als aufklären, er möchte die Gesichtspunkte des politischen Räsonnements eher verrücken, als feststellen. Das dritte Wort, welches der Verfasser der Oberdeutschen Staaten und Stämme im Munde führt, ist die Staatsräson, die Staatsklugheit; aber entweder verbindet er mit diesen Ausdrücken eine so besondere Vorstellung, daß wir ihren Beigeschmack nicht kennen, oder er benutzt sie zu Wendungen, die allzuviel Heterogeneitäten enthalten, um nicht den Ernst jener Begriffe herabzustimmen und seine eigenen Beschwörungen derselben zu ent-

kräften. Der Verfasser nimmt Wunder welche Miene einer eingeweihten politischen Specialität an, und leidet doch wieder an einer Schwatzhaftigkeit, die ihn hundert Dinge in seine Staatsräson mit hineinziehen läßt, die nicht hineingehören und nur dazu dienen können, die Einfachheit unsrer gegenwärtigen politischen Gesichtspunkte zu verwirren.

Es soll ferne von uns sein, die politische Existenz eines Volkes einzig und allein in seinen staatsbürgerlichen Pflichten und Rechten zu sehen, und nicht in der Totalität aller seiner geistigen Lebensfunktionen. Ferner steht es fest genug, daß die Regierung nur die äußern Umrisse in diesen Funktionen ziehen darf und es der Nationalität, ihren Eigenheiten und ihrer Freiheit, überlassen bleiben muß, diese Umrisse auf eine originelle Weise auszufüllen. Allein hat man einmal das Wort: Staatsräson in den Mund genommen, und macht man sich anheischig, die

Politik nicht als Staatsweisheit, sondern, wie der Verfasser will, als Staatsklugheit zu behandeln, dann wissen wir nicht, ob es etwas Staatsirräsonableres und Staatsunklugeres geben kann, als in einem Momente, wie dem gegenwärtigen, wo die deutsche Politik nur einige wenige feste Hauptziele haben soll und haben kann, die Schleusen aller Lebensfunktionen loszulassen und in einem Buche, das der Politik gewidmet ist, eben soviel von der Literatur, wie von der Malerei, von der Landessitte und sogar von den Nahrungsmitteln und der Küche zu sprechen. Da aber der Verfasser dies thut, so hat die Haltung seines Buches etwas Unwahres und Affektirtes, abgesehen davon, daß einerseits die heftigen Ausfälle desselben gegen die jetzt überall schweigende Opposition dieselbe nur entrüsten, und andrerseits seine zweideutige Advokatur für die politischen Thatsachen Deutschlands, denen er auf willkührliche Weise einen

englischen Zuschnitt giebt, diesen auch nichts nützen wird, da er sie von einem selbstgemächten Englischen Oppositionspunkte aus oft mit denselben Waffen, wie der von ihm desavouirte Liberalismus, bekämpft.

Die Art und Weise eines Justus Möser mag in Zeiten förderlich sein, wo Europa von allen Seiten friedliche Constellationen zeigt. Der Regierung so, wie der Verfasser thut, gegenüber zu treten, mag, wenn nicht nützlich doch unschädlich sein, wenn die Regierung die Wahl hat, hier oder dahin den Weg einzuschlagen, und um den richtigen zu wählen, der Aufklärung von Seiten begabter urtheilsfähiger Köpfe bedarf; endlich, wenn in der That die Entwickelung des sittlichen und geistigen Lebens in der Masse weiter fortgeschritten ist, als etwa in einer Regierung, die sich nur aus erblichen und privilegirten Ansprüchen ihre Beamten zu rekrutiren pflegte. Da überall würde die Staatsräson des

Politik nicht als Staatsweisheit, sondern, wie der Verfasser will, als Staatsklugheit zu behandeln, dann wissen wir nicht, ob es etwas Staatsirräsonableres und Staatsunkluge-res geben kann, als in einem Momente, wie dem gegenwärtigen, wo die deutsche Politik nur einige wenige feste Hauptziele haben soll und haben kann, die Schleusen aller Lebensfunktionen los-zulassen und in einem Buche, das der Politik gewidmet ist, eben soviel von der Literatur, wie von der Malerei, von der Landessitte und sogar von den Nahrungsmitteln und der Küche zu sprechen. Da aber der Verfasser dies thut, so hat die Haltung seines Buches etwas Unwahres und Affektirtes, abgesehen davon, daß einerseits die heftigen Ausfälle desselben gegen die jetzt überall schweigende Opposition dieselbe nur ent-rüsten, und andrerseits seine zweideutige Advo-katur für die politischen Thatsachen Deutsch-lands, denen er auf willkührliche Weise einen

englischen Zuschnitt giebt, diesen auch nichts nützen wird, da er sie von einem selbstgemachten Englischen Oppositionspunkte aus oft mit denselben Waffen, wie der von ihm desavouirte Liberalismus, bekämpft.

Die Art und Weise eines Justus Möser mag in Zeiten förderlich sein, wo Europa von allen Seiten friedliche Constellationen zeigt. Der Regierung so, wie der Verfasser thut, gegenüber zu treten, mag, wenn nicht nützlich doch unschädlich sein, wenn die Regierung die Wahl hat, hier oder dahin den Weg einzuschlagen, und um den richtigen zu wählen, der Aufklärung von Seiten begabter urtheilsfähiger Köpfe bedarf; endlich, wenn in der That die Entwickelung des sittlichen und geistigen Lebens in der Masse weiter fortgeschritten ist, als etwa in einer Regierung, die sich nur aus erblichen und privilegirten Ansprüchen ihre Beamten zu rekrutiren pflegte. Da überall würde die Staatsräson des

Verfs. der Oberdeutschen Staaten und Stämme nicht am unrechten Orte seyn. Allein bei uns kann gegenwärtig die Regierung mit Recht verlangen, daß sich noch lange Zeit das geistige und gemüthliche Streben der Nation ihr als leitendem Gedanken anschließe; aus dem Grunde nämlich, weil keineswegs Aussichten vorhanden sind, welche eine völlige Erstickung der revolutionären Tendenzen jetzt schon als vollzogen annehmen ließen, weil noch immerdar der Charakter der deutschen Staatsmaximen ein präventiver sein muß, und es Büchern, wie dem von unserm Verf. schwerlich gelingen wird, die bisherige süddeutsche Opposition in allen ihren Anforderungen zu widerlegen und da Mäßigung hinzupflanzen, wo weit mehr die Leidenschaft den Ton anzugeben scheint. Kann z. B. die Regierung, und muß sie es nicht, von einigen anderen Lebenskreisen, um nur zu sagen, von der Literatur verlangen, daß die Gährungen, Form-

losigkeiten und Uebertreibungen, welche noch zur Stunde in ihr die kritische Oberhand haben, erst durch sich selbst überwunden und ausgeathmet haben, ehe sie sich entschließen darf, so mit der Kunst und Wissenschaft zu parlamentiren, wie es der Verf. verlangen möchte? Kann eine solche Einheit alles Volks- und Staatslebens, wie sie wünschenswerth genug ist, unter den jetzigen Umständen schon Statt finden, wo die Regierungen nur zunächst die eine Aufgabe haben sollen, daß sie ihre Ansprüche und Gesetze feststellen, daß sie im Strome fluthender Meinungsdivergenzen, in der Anarchie, welche unsre religiösen, philosophischen und sogar unsre poetischen Debatten beherrscht, wenigstens einige unwandelbare und unumstößliche Thatsachen festhalten, an welchen sich die Wellen des Tages vergebens brechen? Würde, wenn die Regierungen in dem träumerischen Sinne unsres Autors dem Volksgeist und der Erinnerung an das vorige endende Jahrhun-

dert, wo freilich die Regierungen nur Organe des höheren Volksaufschwunges waren, Gehör gäben, nicht das Gesetz und die Ordnung bald selbst in den Strudel der allgemeinen Zweck- und Ziellosigkeit der Tendenzen hineingerissen werden und das Schicksal dieser Widersprüche selber theilen müssen?

Warum stellen wir diese Fragen auf? Wir achten die Talente des Verfs: finden aber nicht, daß er einen guten Gebrauch von ihnen macht. Es bemächtigt sich seit einiger Zeit der jüngeren, ja selbst nur aus poetischen Kreisen entsprossenen Generation das Bestreben, mit Hintansetzung der frühern vorzugsweise liberal genannten mehr oder weniger gesetzlichen Gährung Süddeutschlands, mit Hintansetzung der Bestrebungen der Herren von Rotteck, Itzstein u. A. sich in einem gleichsam historischen Sinne auf politische Debatten einzulassen. Es ist nicht der Geist der Unordnung, der sich darin ausspricht. Im Ge-

gentheil, der Verfasser der Oberdeutschen Staaten und Stämme ist in dem Sinne monarchisch, daß er einen einigen festen und consequenten Willen an der Spitze der Regierung um keinen Preis vermissen möchte. Allein die Unzulässigkeit dieser Bestrebungen beginnt mit der Masse von Zumuthungen und Anerbietungen, die man dem Gouvernement aufdrängen möchte, ja sogar durch das Aufdrängen von Personen, wie denn der Verf. jenes Versuchs deutlich genug zu verstehen gibt, daß er nur so lange opponiren würde, bis er selbst an den Ministertisch käme, dieser jugendliche Fox! Welche wunderliche Aeußerungen! Wenn wir dem Verf. nach den voranstehenden Bemerkungen noch einen guten Rath geben möchten, so wär' es der, die Staatsräson denen zu überlassen, welche dafür verantwortlich sind, sich selbst aber auf irgend ein kleines abgesondertes Gebiet nützlicher und angenehmer Thätigkeit beschränken zu wollen. Alles zu sein,

Philosoph, Literator, Kritiker, Historiker, Publizist, ja sogar, wenn das Glück gut ginge, Staatsmann — dabei möchte schwerlich etwas Gediegenes herauskommen; während wir durchaus nicht in Abrede stellen, daß irgend ein kleines von diesem verspäteten Schüler des Justus Möser fleißig und redlich bearbeitetes Ackerfeld der Poesie oder Philosophie ihm eine ergiebige Ernte tragen würde.

III.

Don-Quixote.

I.

J. Minckwitz.

Als man vor einiger Zeit im Meßkatalog die Ankündigung eines Briefwechsels las, der zwischen dem Grafen Platen und einem gewissen Johannes Minckwitz erscheinen sollte, hoffte jeder Freund der schönen Literatur einen interessanten Beitrag für die Geschichte der Geistes- und Herzensentwicklung eines Dichters zu finden, dessen Leben kalt gelassen hatte und der erst durch seinen Tod zu rühren bestimmt schien. Man schloß auf eine dem Publikum unbekannt gebliebene freundschaftliche Verbindung des Verstorbenen mit irgend einer unbekannt gebliebenen Persönlichkeit, die mehr empfangen als geben, mehr anregen als befriedigen konnte, auf ein Verhält-

niß, wie es z. B. zwischen Jean Paul und dem unbekannten Otto Statt fand. Jetzt, wo der Briefwechsel erschienen ist, erstaunt man über die Täuschung, der man sich hingeben konnte. Keine einzige, noch so bescheidene Erwartung ist eingetroffen. Und doch ist es schwer, gleich zu sagen, was man gefunden hat. Unsere Täuschung ist aus so vielen Elementen zusammengesetzt, daß wir historisch zu Werke gehen müssen, um unsern Lesern von jenem bei Kummer in Leipzig erschienenen kümmerlichen Briefwechsel eine richtige Vorstellung zu geben.

Herr Johannes Minckwitz, den man wegen seines mangelnden Witzes füglicher Manck- (manque-) Witz nennen dürfte, gehört zu einer Menschenrace, über deren Aussterben man sich also vergeblich Glück gewünscht hat! Wenn wir von Herrn Minckwitz sagen wollten, er wäre ein Pedant, so hätten wir Das, was er ist, immer nur erst halb ausgedrückt. Ja, er ist ein Pe-

dant, aber ein Pedant mit Umständen. Worte nennen das Ding nicht: wir müssen es umschreiben und wieder historisch verfahren.

Herr Minckwitz ist ein Sachse, ein Leipziger, ein Philologe. Er wurde auf irgend einer Fürstenschule, wie die Gymnasien in Sachsen heißen, in die Wissenschaften eingeführt d. h. in das classische Alterthum, oder was dasselbe ist, in die Grammatik und das Lexikon. Armer Junge! Du wolltest Homer finden und fandest nur das Aeolische Digamma, Du wolltest vom Sophokles lernen und Sophokles lehrte Dich nur, die Metren seiner Chöre anzuordnen! Minckwitz verläßt die Schule, Minckwitz hat eine Rede gehalten de studio antiquitatis sive de particula ἄν. Er weiß von Rom, Griechenland, von den größten Männern der Urzeit; er weiß zwar nicht, was sie gedacht, aber doch, wie sie gesprochen haben, er kann mit Themistokles reden und wird im Elysium als Dolmetscher

angestellt werden. Minckwitz ist wieder in Leipzig, in dem schönen Leipzig, wo er geboren wurde, er ist bei Hermann, bei Gottfried Hermann, er hört Vorlesungen über den Viger, er übersetzt, aus dem Griechischen in's Deutsche, aus dem Deutschen in's Griechische, rück- und vorwärts, Minckwitz wird Mitglied der griechischen Gesellschaft. Und wie der Mensch im Leben seine plötzlichen Momente hat, die ihn packen und um Jahrhunderte in seinen Ideen weiter schleudern, da bekommt er durch Zufall eine Platen'sche Ode zu Gesicht. Er erstarrt, er hatte das Versmaß gemessen, großer Gott, es war nicht ein einziger Fehler in der Scansion. Minckwitz kennt sich nicht mehr: er geht mit großen Plänen schwanger.

Man muß nicht etwa glauben, daß diese Geschichte schon sehr alt ist. Nein, sie fiel erst vor zwei Jahren vor. Herr Minckwitz ist noch blutjung. Hierin steckt eine Merkwürdigkeit;

denn es ist wohl merkwürdig, zu beobachten, wie sich junge Leute unserer Tage in die heutige Literatur hineinzudenken und zu fühlen lernen, wie sie es machen, um den ganzen modernen Krimskrams seit 1833, dieses Chaos von Talent, Leichtsinn, Verfolgung und gegnerischer Gemeinheit klein zu kriegen, wie man sagt! Es ist merkwürdig, Herrn Minckwitz, dieses philologische Infusionsthierchen, unter der Lupe zu betrachten, und zu Nutzen unserer neuesten Culturgeschichte zum Swammerdam an ihm zu werden.

Leipzig im Jahre 1833! Das war das Zeitalter des Heinrich Laube und Joel Jacoby. Damals mußte man in Leipzig sein, um zu wissen, was „moderne" Literatur ist. Herr Minckwitz war so glücklich. Er konnte die neue Literatur kennen lernen, wenn er im Hotel de Bavière speiste. Er wußte nur von Homer, Thucydides und Xenophons Anabasis (Teubner'sche Ausgabe) und was er kennen lernte von der

Literatur seit der letzten byzantinischen Periode bis auf heute, von der Literatur des Mittelalters und der neuen Zeit, von der Literatur zweier Jahrtausende, das war nur Eines: Heinrich Laube! Homer und Laube! Thucydides und Laube, Xenophons Anabasis und Laube! Immer Laube; es gab damals in Leipzig einen Jüngling, der Dich grimmig haßte, der Dich mit archilochischen Jamben, griechischen Jamben tödten wollte, und siehe, dieser Jüngling hieß Johannes Minckwitz! Nichts kann drolliger sein, als der Aerger, den Herr Minckwitz über die „moderne" Literatur, die er durch die Straßen Leipzigs fahren und reiten sah, empfand, den er warm ausschüttete in die Brust seines nunmehrigen Freundes Platen, und jetzt in der Vorrede seines Buches in das große, welthistorische Herz eines Schelling. O Platen, Schelling, ruft er aus, sehet, was sich hier begibt, leset den gestrigen Theaterbericht über das Spiel der Dem.

Wagner, spricht: soll ich? soll ich zuschlagen? Ja, Herr Minckwitz ging sogar so weit, Platen aufzufordern, ob er aus den Leipziger Zuständen nicht eine Comödie in Trimetern und mit Parabasen machen wolle: er könne von ihm die Lieferung der Materialien verlangen, er wolle sie ihm alle schildern, wie sie leibten und lebten, die Redakteurs des Kometen, Planeten, Eremiten u. s. w. Platen erschrickt vor einem Fanatismus, der von Injurienprozessen noch nichts gehört zu haben schien, und zur „verhängnißvollen Gabel" blieb diesmal noch das Messer aus.

Doch seh' ich, daß ich meiner Erzählung vorgreife. Wie kamen denn hier der Meerbusen von Salerno und die Pleiße zusammen? Durch ein griechisches Gedicht. Herr Minckwitz übersetzte Platen's Gedichte in's Griechische, und zwar so hübsch, daß wir uns Platens Geneigtheit, auf die zudringlichen und unhöflichen Briefe des jungen Leipziger Privatdozenten zu antwor-

ten, wohl erklären können. Wer ein griechisches Ohr hat, liest diese Uebersetzungen mit Vergnügen; wir wollen durchaus nicht ungerecht sein, denn wir zweifeln nicht, daß Herr Minckwitz besser griechisch als deutsch schreibt. So empfand auch Platen: daher dieser Brief- oder besser Billetwechsel. Minckwitz liebkost seinen Gegenstand der Verehrung oder vielmehr das Original seiner Uebersetzungen; Platen entschuldigt sich nur immer, daß er noch nicht geantwortet hätte und bittet, ihn nicht um zu viel Porto zu bringen. Minckwitz aber hört nicht auf: er schickt ihm ganze Stöße von Uebersetzungen aus dem Euripides und Sophokles; ja, er schickt sie ihm sogar nach Sicilien und Syrakus! Der unglückliche Platen!

Jetzt, glaube ich, hat der Leser allmälig eine Vorstellung von dem Minckwitzigen Briefwechsel. Nehme man noch hinzu, daß nichts widerlicher ist, als eine Jugend, die wie ein Alter spricht, als eine blöde, vom Lampenschein

erblaßte, feuchthändige Pedantennatur, als Arrogranz bei Knaben, Mangel an Lebensart bei jungen Männern, Zutraulichkeit, wo man ehrerbietig sein soll, Aufdrängen, wo man nicht hingehört, Beschränktheit eines Philisters, wo man Einsicht in hohe Dinge affektirt; dann kennt man vollständig das Porträt, welches hier ein Gelehrter schon in seinen Zwanziger Jahren von sich aufstellt! Um diesen Charakter, der aus Philistereien und Mangel an Lebensart zusammengesetzt ist, mit einem Zuge zu schildern, so erwähn' ich nur die wunderliche Zumuthung, die er in einem seiner unfrankirten Briefe an Platen richtet. Platen ist in Italien, in Neapel, und Minckwitz schreibt ihm: Werden Sie uns nicht einmal in „Laipzg" besuchen! Gibt es etwas Tolleres und Beschränkteres! Einem Dichter, von dem er wissen muß, daß ihm Neapel die Vorhalle des Paradieses ist, zu sagen: Kommen Sie doch nach Leipzig; der alte Gottfried

Hermann, nein! nicht einmal so: der Herr Comthur Hermann möchte Sie sprechen! O du Spießbürger von einem Philologen! Es ist gräßlich; Minckwitz ist noch keine 25 Jahre alt.

Ich möchte diesen Artikel gern mit etwas Gedeihlichem beschließen, und erwähne daher nur kurz die am Schluß des Buches beigefügten Briefe Platens an G. Schwab. Sie scheinen aus einem Papierkorbe aufgelesen; denn in diesen gehören sie eher, als vor das Publikum. Raucht Herr Schwab, so würde er besser daran gethan haben, aus ihnen Fidibus zu machen, als sie drucken zu lassen. Schlimmes Zeichen für den Empfänger dieser Briefe, daß ihm der Schreiber derselben nichts Besseres zu bieten für nöthig hielt! Das wollen unsere großen Männer sein, und in ihren Briefen schreiben sie sich, wie Commissionsreisende an ihren Prinzipal. Das einzig Brauchbare in den Billeten sind die Bemerkungen über W. Waiblinger's römi-

: Lebensweise, Notizen jedoch so trauriger
t, daß Herr Gustav Schwab, der
r Lehrer W. Waiblinger's war, lie-
r mit seinen Thränen diese Schrift-
ge hätte auslöschen sollen, als sie
rch den Druck veröffentlichen. Lebte
aiblinger noch, so ging' es, weil Eltern und
rer strafen dürfen; aber Waiblinger, der Un-
ckliche, ist längst hin und schläft in römischer
de einen Schlaf, dessen Niemand mehr gedenkt.
ı einen todten Sohn oder Schüler, ob er
ch verloren ging, trauert doch jedes Vaterherz,
er Lehrer, der ein edles Gewissen hat, und
. Schwab soll Schuld sein, wie verlautet, daß
aiblinger untergieng.

Ich bin zu weich gestimmt, um auf die Al-
rnheiten des Herrn Minckwitz zurückzukommen.
as er über Platen sagt, womit er ihn gegen
ine Gegner vertheidigt, das ist Alles Spreu
id windiges Zeug. Die Hauptsache bleibt:

Platen ist eines der beklagenswerthen Opfer, welche der Genius der Dichtkunst dem Zeitgeiste und seinen confusen Lenkern öfters bringen muß. Platen angegriffen haben, das will wenig sagen; aber ihn nicht vertheidigt haben, das ist die Schande, die auf Deutschland lastet. Wenn Heine und Immermann ihn mit allen Waffen verfolgten, so that es Dieser, um sich zu vertheidigen, Jener, weil er selbst die Theilnahme des Publikums brauchte und auf fremden Ruhm eifersüchtig war. Aber Ihr tragt die Schuld, die Ihr ihn aufkeimen sahet und nichts für ihn thun wolltet! Der Vorwurf trifft die Münchner Kreise, die ihm unter vier Augen einen Lorbeerkranz aufsetzten, ihn genossen und ihn niemals dem Publikum empfohlen haben, die Stuttgart-Tübinger Kreise, weil theils die schwäbischen Lyriker ihn ausschlossen, theils die Kritik ihn nicht von seiner tiefen Seite zu würdigen wußte. Jene besangen sich doch untereinander selbst: warum

nahmen sie nicht Platen in ihr Selbstlob auf? Diese, die Kritik von Stuttgart, tödtete Platen, ohne Hand anzulegen. Sie hatte zu viel Vorurtheil und zu wenig Geschmack, um den Verstorbenen würdigen zu können. An den Ignorirenden und Ignoranten liegt's, nicht an den Angreifenden.

Wer mir Glauben schenken will, der wähle sich eine freie Stunde, so lang es noch grün ist, und lese Platen, als wenn er ihn noch nie gelesen hätte. Er lese weniger seine dramatischen und epischen Arbeiten, als seine lyrischen Gedichte. Man wird in ihnen wenig objective Leistungen finden, das heißt Deklamirbares, was für sich besteht, wenig, das in sich fertig ist und keiner Fortsetzung bedarf, kurz wenig Gedichte in dem gewöhnlichen, vereinzelnden Sinne, aber statt dessen unendlich viel Dichten, Leben, Empfinden, Wahrheit überall, wohin man blickt, Wahrheit bei aller Kunstgerechtigkeit der Form.

Platen ist ein Charakter seltener Art. Sein Haß, seine Melancholie, seine Wunderlichkeit, sein Selbstvertrauen, dies Alles sind Elemente, die uns freilich nicht zünden, die uns durchaus nicht so anwehen, wie jene Schmeicheleien, jener Kitzel unsres guten Menschen, die wir immer für Poesie ausgeben und beklatschen. Platen hat Nichts, das als Gesinnung sich empfehlen läßt, das uns als ein Lotterbette für unsere Trägheit und Eigenliebe dienen könnte. Er spricht von uns Deutschen, er liebt die Deutschen, aber indem er sie züchtigt; er schmeichelt ihrer Eitelkeit nicht mit den beliebten großen Redensarten. Es fehlt ihm an Natur, Sonntagsfreude und Liebe durchaus nicht, aber in Alles mischt sich Etwas, das seine Empfindungen verdüstert. Seine Gedichte sind nicht wir, sondern er. Das ist es. Daran ist der Deutsche gar nicht gewöhnt, durch seine grassirende schlechte Lyrik, durch seine schlechte Kritik gar nicht

wohnt. Der Dichter soll uns schildern, er
ll im Abendsonnenschein spazieren gehen, er
ll im Walde nach den Vögeln sehen; für wen?
r uns, die wir sagen: er drückt unser Herz
us, unser Gefühl, unser Wollen; ja, das sind
ie! Der große Dichter! Der große Schiller,
r große Uhland und der ganze Reigen hinten
ein, die Alle blos dichteten, um gehört zu
erden. Platen dichtete nicht, um gehört zu
erden. Er hat kein Gedicht, das sich dekla-
iren läßt. Man muß, was er dichtete, em-
finden, still betrachten, erwägen, man muß ihn
ergründen, wie man Horaz, wie man Goethe
rgründen muß. Platen gibt sich selbst
ls Dichter: er dichtet seinen Menschen; darin
egt das Unglück und die Ungerechtigkeit, welche
hn verfolgte, indem sie ihn nicht hörte. Er
bte in den Zeiten der Zweckpoesie, der arme
Dichter, der wie Petrarca glaubte, seine Gefühle,
die dunkel und melancholisch, wie egoistisch und

[illegible]bar sie waren, hätten das Recht erkauft, zu [illegible], dadurch, daß er sie in meisterhaften Versen aussprach. Solche Meinungen im Publikum begünstigte die oberflächliche Kritik jener Zeit nicht. Platen verlor vor ihr sein Dichterrecht, weil er ein wahrer Dichter sein wollte.

Ich will manche der gegen Platens Muse gemachten Einwürfe nicht in Abrede stellen. Aber spricht man von ihrer Kälte, so ist das ihr Reiz, von ihrem Egoismus, so ist das ihre Wärme. Die Form ist classisch und kost wie Wellenschlag an jedem Ohre, das griechischen Wohllaut versteht. Ich begreife nicht, wohin es mit der deutschen Cultur hinauswill, wenn man für das Individuelle und Charakteristische im Genie keinen Sinn mehr hat und diejenigen Geister mißachtet, die sich schämten, der Masse zu schmeicheln! —

II.

Joel Jacoby.



Die Klagen eines Juden enthalten einen Versuch, den Zeitgeist auf den Kopf zu stellen. Herr Jacoby bekämpft die Irrthümer der Revolution mit den Tugenden derselben, die er sich zu eigen gemacht hat; er will die Leiden des Judenthums schildern und bedient sich dabei einer Dialektik, die er nur dem Christenthum verdankt. Herr Jacoby, an der Hegelschen Begriffsleiter klettern und denken lernend, konnte, um konsequent zu bleiben, nur damit enden, daß er sich taufen ließ und irgendwo außerordentlicher Professor wurde. Statt dessen behält er seinen polnischen Bart und Rock und sucht, ein zweiter Gutzkow, aus dem wurmstichigen Holze des israe-

litischen Glaubens Töne hervorzulocken, die auf die Note mit christlichen Chorälen zusammentreffen. Die wunderlichste Verwirrung der Begriffe spricht sich in diesem neuen Psalterion aus. Man glaubt das Berliner politische Wochenblatt zu sehen, welches um seinen Arm den Talisman der jüdischen Frömmigkeit, die Tephilim, gewickelt hat. Es ist die Hallersche Restauration der Staatswissenschaften, die hier mit Band und Bleistiften handelt. Herr Jacoby ist schon längst getauft, wenn er auch vorgibt, in diesem Buche nur aus der Beschneidung zu sprechen.

Ich bin in Verlegenheit, wie ich es anfangen soll, um aus dem korinthischen Erz oder Berliner Neusilber der vorliegenden Composition alle ursprünglichen Stoffe rein herauszuscheiden. Noch niemals hat die Lüge, oder zarter gesagt, die Selbsttäuschung sich einen so undurchdringlichen Schleier von wahrhafter Ueberzeugung vorgezogen. Herr Jacoby nimmt mit seinem jüdisch-

)ristlichen Neusilber eine so offizielle, patentirte,
der um es besser zu sagen, arrogante Miene an,
aß Mancher vor ihm erschrecken wird und sein
Buch lieber gar nicht liest, aus Furcht, wenn
: nicht daran glaubt, für einen Hochverräther
:klärt zu werden. Herr Jacoby flattert seinen
euen davidischen Psalmen voran wie ein Zorn-
igel, der, meines Wissens, in der Vorhalle des
Allerheiligsten nicht gestanden hat. Es ist nicht
ie sanfte, elegische Flöte, die seine Schmerzen
nd Klagen begleitet, sondern eine große Knall-
eitsche, mit der er über die Häupter seiner et-
)aigen Gegner hinwegsaust. Wir glauben, daß
iemand, der soviel Prätensionen macht, wie
)err Jacoby, sich auch auf etwas Beweisartiges
ützen müsse. Was hat Hr. Jacoby geleistet?
Beantworten wir diese Frage, so sehen wir viel-
icht auch die Ursprünge jener Confusion, über
relche man bei diesen Judenklagen sich am mei-
en zu beklagen hat.

Herr Jacoby trat mit einem politischen Büchlein für Deutsche auf, einer radikalen Schrift, die auch Wirth oder Siebenpfeiffer geschrieben haben konnte. Der Verfasser revolutionirte darin die Geschichte so stürmisch, daß er den lächerlichen Satz aufstellte, das Zeitalter der Revolution hätte nicht mit 1789, sondern schon mit den Hohenstaufen begonnen. Man denke sich, Herr Jacoby wollte das ganze Mittelalter zu einer Einleitung in die Bücher der Herren Thiers und Mignet machen! Diese kleine Schrift zeichnete sich außerdem durch eine Renommisterei aus, die auf Niemanden, der Herrn Jacoby näher kannte, ihre komische Wirkung verfehlte. Der Verfasser prophezeihte seinem Erstlings-Kometen einen langen Schweif, aus kleinen feurigen Brochüren bestehend über Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerkataster und landwirthschaftliche Conjuncturen, über Dinge, von welchen Herr Jacoby so viel versteht, wie ich

von der Mandschusprache. Das politische Büchlein erregte, ein Glück für den Verfasser, nur Gelächter. Doch strebte Herr Jacoby nach dem Ernste. Er wollte durchaus ein Märtyrer des Liberalismus werden, was ihm damals Ehre machte, und griff die Hohen und Niedrigen Berlins in den Zuständen und Bildern an, welche er über diese Residenz herausgab. Das Buch hatte nicht den geringsten Werth. Es war eine planlose Zusammenwürfelung planloser Stoffe, die der Verfasser in poetischer Prosa, dem Beispiele Heines folgend, bearbeitete. Weder die Neugier fand hier etwas Neues, noch der Geschmack etwas Schmackhaftes. In dem Tone, in welchem Heine den Tambour le Grand sprechen läßt, war das ganze Buch geschrieben, verblümte kleine Absätze, beginnend mit — Und, und endend mit Und, jene modern-romantisch-jakobinische Phraseologie, deren Unerträglichkeit man selbst empfunden haben muß, um zu ver-

stehen, was ich hier meine. Herr Jacoby hatte das Unglück, wegen dieses Buches von Hrn. Menzel gelobt zu werden. Eine dritte Schrift dieses Verfassers über die Judenemanzipation löste sich in einen buchhändlerischen Scandal auf. Herr Jacoby verscholl.

Das Wiederauftauchen des Verfassers der Judenklagen ist sonderbarerweise dem Publikum bekannter, als seine frühere noch durch Bücher, die jetzt ausblieben, bezeichnet gewesene Periode. Herr Jacoby verwandelte sich in einen Correspondenzenschreiber oder wie er selbst sagen würde, in einen Publizisten. Wie der Geist im Hamlet, oder wie ein Maulwurf warf er hier und da einen Hügel Erde auf und rief bald hier, bald da, bald mit einem * bald mit einem + bezeichnet, Verwünschungen über den Zeitgeist aus. Statt sich selbst anzuklagen und seine eignen Irrthümer, klagte er die an, die ihm früher geglaubt hatten. Er hatte seinen Rock umgekehrt und zeigte die

Seite jetzt nach Außen, welche früher sein Unterfutter war. Ich habe gegen seine stürmische Umkehr nichts; nur hätte er sie nicht auch von uns so stürmisch verlangen sollen. Er hätte warten sollen, bis wir uns selbst besinnen. Als Z. Werner katholisch wurde, verdammte er seine eigne Vergangenheit, nicht die der Andern. Er hielt Fastenpredigten, nicht um der Ketzer, sondern der Sünder überhaupt willen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß unter den jetzigen Verhältnissen in der Literatur die Ausbildung eines consequenten Charakters äußerst schwierig, ja unmöglich ist, wenn ein Schriftsteller nicht in der Lage ist, auf die Oeffentlichkeit eine Zeitlang zu resigniren. Ich will herzlich gern glauben, was uns z. B. Laube so oft sagt, daß „man neues Terrain gewinnen" müsse (d. h. das alte verlassen) was Schlesier kürzlich ausführte, daß der Liberalismus nach den Prinzipien des abstrakten Vernunftrechts,

unsrer Geschichte keine Erlösung bringen wird; ich will mich gegen diese Bemerkungen nicht stemmen. Nur die Rolle, welche Herr Jacoby spielt, halt' ich bereits für eine vogelfreie. Judenthum und Christenthum durch den Fanatismus der Geschichtscorruptionisten zusammenlöthen, nebenbei Dichter sein wollen, Gentz und König David in einem Sack, und unbegründete Correspondenzen in deutsche Zeitungen für publizistische Arbeiten ausgeben, dazwischen arrogant und dünkelhaft — das ist eine mithridatische Mischung, welche für meinen Geschmack zu piquant ist. Auch haben, soviel man den öffentlichen Blättern trauen darf, diese Klagen eines Juden noch keines Menschen Herz gerührt. Noch kein Gesangbuch hat sie für den Gottesdienst aufgenommen. Noch Niemand hat vorgeschlagen, sie an die Stelle wenn auch jener davidischen Psalmen zu setzen, die unächt sind.

Ich will nicht ungerecht sein. Ich will zu-

gestehen, daß die Stelle, wo Herr Jacoby von dem Spielzeug der „schönen blanken Christennamen" spricht, mich gerührt hat. Noch eine andre Stelle ist schön, die, wo Herr Jacoby den Muth hat, die jüdische Geschichte der christlichen gegenüber zu halten. Diese beiden Stellen können aber auch beweisen, woran alle übrigen leiden; nämlich an dem Mangel von Thatsachen, an der faktischen Grundlage der Klagen, an der durchaus oberflächlichen und in vague Redensarten gehüllten Charakteristik des Unglücks der Juden. Lieder eines wahrhaften Ahasver — welch ein Stoff! Gesänge, entquollen dem vereinsamten Gefühle eines Juden, der sich zum letzten Male, ehe Jehova vollends stirbt, an ihn anklammert und mit trunkener Anschauung von der Pracht der alten Tempelreligion träumt, Weihgesänge der Bundeslade — welch ein Stoff! Und der Jude in seiner politischen und gesellschaftlichen Existenz, in dem stillen Groll um alte und neue

Unbill, der Jude, gegenüber den großen Geistern der deutschen Kunst und Literatur, der Jude, gegenüber den hohen Gestalten der christlichen Geschichte oder umrauscht von den Wipfeln der deutschen Eichen — welch' ein Stoff! Ja, Herr Jacoby, Sie mußten, um diesen Stoff zu bewältigen, nichts weiter sein, als Dichter und vor allen Dingen Jude! Hegel, Leo, das Berlinische Wochenblatt war für Ihre Psalmen durchaus Nebensache! Sie haben soviel lärmende Instrumente für Ihre Elegien engagirt, daß Niemanden die Melodie derselben deutlich werden wird.

Die Form dieser Klagen, behauptet der Verfasser, soll ihm außerordentliche Mühe verursacht haben. Diese Gesänge sollten ganz das Ansehen haben, als wären sie aus dem Hebräischen übersetzt. Ihre Form besteht in dem Parallelismus des alten Testamentes, über welchen Herr Jacoby in der Vorrede eine Abhandlung verspricht, grade wie früher in seinem politischen

Büchlein die Abhandlung über Patrimonialgerichtsbarkeit versprochen wurde. Der Parallelismus des alten Testaments ist eine großartige Manier, alle Dinge zweimal zu sagen. Diese rhetorischen Tavtologieen entsprechen vollkommen einer Poesie, die in ihren kindlichen Anfängen schon nach einer gewissen Abrundung strebte, und stehen tief unter dem metrischen Schematismus der classischen Literaturen, wie diese wieder unter der Musik unsrer neuen gereimten Literaturen. Oder will man nicht rangiren, so gestehe man wenigstens zu, daß jede dieser Formen in der Dichtung dem Genius der betreffenden Sprachen angemessen ist. Was sich auf hebräisch recht gut ausnehmen würde, mißfällt entsetzlich, wenn man es auch im Deutschen versuchte. Die Dichtungen des Herrn Jacoby mögen noch so tiefsinnig hebräisch gedacht sein, sie sind im Deutschen sehr schwerfällig, sehr langweilig und sehr ohnmächtig. Was bei David eine Classizität

ist, wird bei Herrn Jacoby eine pedantische und komische Komödie. Wo die Kinder Korah sehr prächtig singen, singt Herr Jacoby eine trockne Scala, die durch ihre Regelmäßigkeit das Ohr beleidigt; bei Assaph wird man über den logischen Schematismus seiner Psalmen erstaunen, bei Herrn Jacoby aber immer eingestehen müssen, daß sie das Wesen der Dichtung ausschließen.

Diese letzte Rüge wird den Verfasser wahrscheinlich heftiger verletzen, als unsre erste. Er muß sich in seinem Kampfe gegen den Zeitgeist so guter Anlehnungspunkte erfreuen, daß es ihn wenig kümmert, ob wir ihm vorwerfen, er stelle ihn auf den Kopf. Auch können wir dem Eigensinn, längst im Geiste getauft zu sein und doch Jude zu bleiben, unsere Verwunderung nicht versagen. Vielleicht strebt Herr Jacoby nach dem Rufe der Sonderbarkeit! Daß wir ihm aber nicht noch den des Dichters haben mitgeben können, thut uns wahrhaft leid. Vielleicht

möchte es ersprießlicher für seine deßfallsigen Ansprüche sein, wenn er uns etwa Hallers Restauration in hebräischen Parallelismen genießbarer machte oder wohl gar zum Berliner politischen Wochenblatt eine Beilage mit ungereimten psalmodischen Tavtologieen schriebe.

III.

F. A. Löffler.

Er ist Verfasser der in Leipzig erschienenen, der Form und dem Inhalte nach gleich merkwürdigen Schrift: Ueber die Gesetzgebung der Presse. Von F. A. Löffler. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 556 S. Wir wollen uns gleich von vornherein mit dem Verfasser über zwei Puncte verständigen, nämlich über sein Resultat und seine Methode. Wenn sich Hr. Löffler in dem Grundrisse seiner Schrift, im Fachwerke derselben, und in der Manier, sie mit jenen Steinen, die er nach der Presse wirft, auszufüllen, als Anhänger der Hegelschen Schule zu erkennen gibt, so sind wir weit entfernt, uns schon hierdurch gegen seine Beweisführungen

einnehmen zu lassen. Der Scharfsinn der Hegelschen Schule im Unterscheiden, Sichten und Sondern wird von uns aufs Beste anerkannt. In unsern Entgegnungen gegen Herrn Löffler glaube man am Wenigsten eine Parteilichkeit im Hintergrunde, die der Schule gelte, zu entdecken, sondern wie wir darüber einverstanden sind, daß sich in der Schrift des Herrn Löffler ein blinder Fanatismus für seine Schematisirungen, Unterscheidungen und Maximen findet, so bekannt ist es uns auch, daß es nicht nur das Wesen einer Schule mit sich bringt, auf die Worte des meisternden Systems zu schwören, sondern daß es auch der Hegelschüler viele gibt, bei denen das Streben nach richtigem Denken ebenso reell (als Wahrheitstreben), wie formell (als bloße Dialektik) herrscht. Wenn wir uns gegen die Hegelschen Principien des Herrn Löffler erklären, so ist es deßhalb, weil uns ihre Anwendung gewaltsam und erzwungen

scheint; deßhalb, weil wir es lächerlich finden, für die Lösung einer einfachen Staatsverwaltungsfrage philosophische Heischesätze beizubringen; deßhalb endlich, weil wir gewiß sind, daß die ebenso aufrichtigen, wie nicht selten freimüthigen Schüler des verewigten Hegel selbst gegen die bei Herrn Löffler so crasse und intolerante Anwendung der Grundsätze ihres Meisters sich erklären werden. —

Der zweite Punct betrifft unser Verhältniß zur Censur; denn obgleich die in diesem Buche befindliche Verherrlichung derselben einem anderen Begriffe von ihr, als dem gewöhnlichen gilt, so wollen wir uns doch dem Mißverständnisse nicht aussetzen, als flösse, was wir gegen Herrn Löfflers Principien und Vorschläge werden zu erinnern haben, bei uns aus einer offenen Feindschaft gegen das von ihm vertheidigte Institut überhaupt, nämlich gegen die Censur. Im Gegentheil schicken wir dieser kritischen Prüfung

das Bekenntniß voraus, daß uns die Censur für einen großen Theil dessen, was in Deutschland geschrieben wird, zwar überflüssig, für einen nicht geringen aber auch dermalen noch unerläßlich scheint. Denn wenn Niemand in Abrede stellen darf, daß sich Deutsches Staatsleben und Literaturwesen im Momente noch immer nur erst auf dem Uebergange zu beruhigteren Zuständen befindet, daß die Uebertreibungen der Presse kaum gezügelt sind, und eine Entfesselung derselben uns vielleicht in ein Chaos ungeregelter Ansichten und deutlich aus dem Dunkel hervorzuckender Tendenzen stürzen würde, so kann es selbst Freunden des Fortschrittes, knüpfen sie ihre Wünsche an das Gegebene an, kaum als wünschenswerth, geschweige möglich erscheinen, dem hastigen Drängen um Preßfreiheit nachzugeben. So aufgeklärt, vertrauend und zwanglos wir auch die Censur wünschen, so wenig soll der Grundgedanke unserer Bemerkungen gegen Herrn Löff-

ler eine zur Unzeit geforderte Preßfreiheit sein, von deren Bewilligung wir ohnedies eingestehen, daß davon die Freunde derselben keine rechte Vorstellung haben. Herr Löffler hat ganz recht, wenn er die Preßfreiheit als einen Naturzustand bekämpft, wenn er behauptet, daß einmal dieser Naturzustand eine Chimäre ist, und sodann, daß, wo wir die Presse in frühern Zeiten thätig sehen, sie immer vom Staate abhängig, und bei feindseligen Acten seiner Züchtigung gewärtig sein mußte. Wenn man nicht annehmen will, daß sich alle gesellschaftliche und politische Ordnung auflöse, so kann die Presse nie in dem Grade unabhängig werden, daß der Staat sie nicht controlire, richte, bestrafe. Das Princip der Censur bleibt immer da, mag sie nun ihre Argusaugen erst vor oder nach dem Drucke öffnen. Mithin würde sich ergeben, daß, wenn man nach Preßfreiheit verlangt, man damit unmöglich eine absolute Forderung ausdrücken

wird, und daß in der That die Herren Rotteck und Welcker, die so rüstige Reclamanten der Preßfreiheit sind, nicht im Rechte sind, wenn sie die Censur als eine systematische Verletzung von Privatrechten ansehen, indem die Coexistenz der Presse mit dem Staate, welches das Schiboleth des Hrn. Löffler ist, von uns gar nicht geleugnet, sondern nur dahin bestimmt werden würde, daß diejenige Censur, von der Herr Löffler nicht nur wie von einer Autorität, sondern wie von einer organisch gestaltenden Kraft spricht, immer der Normalzustand einer im Staate wirksamen Presse sein müßte, und dagegen die Preßfreiheit nur eine Frage der Modalität. Die Censurtheorie des Verfassers würde in der That die Preßfreiheit möglicher machen, als sein fanatischer Sinn es zugibt. Da, wo es eine Direction des Buchhandels, und eine im Ganzen und Großen erfaßte organische Verwaltung der Presse gibt, da wo nach dem Verfasser die Cen-

sur aufhört, zum Ressort der Polizei zu gehören, und überhaupt mehr von Censur, als von Censoren die Rede ist, da würden um die Presse schon so kräftige Reifen gewunden sein, daß man die Kraft des in ihr gährenden Getränkes nicht zu fürchten brauchte. Die Preßfreiheit in dem Sinne, daß sie sich dem strafbaren Erfolge nicht entziehen dürfte, wäre da nur die Modalität der Censur. Möge wenigstens Herr Löffler hieraus entnehmen, daß wir weder seine Methode, noch sein Resultat an und für sich, und im Principe betrachtet, bekämpfen wollen!

Es liegt der vorliegenden Schrift die Absicht zum Grunde, aus der Preßgesetzgebung nicht bloß eine Anleitung gegen den Mißbrauch der Presse zu machen, sondern vielmehr eine Anleitung zum richtigen Gebrauch derselben. Der Verfasser hat einen positiven Zweck; er sieht in der Verwilderung der Presse eine nothwendige Folge der bloß negativen Behandlung derselben.

Es bricht, wenn auch nur mit halber Klarheit, durch sein Räsonnement hindurch, daß die Masse der Censoren doch nicht im Stande ist, die Preßlicenz zu bemeistern, ja er ist sogar gerecht genug, in verschärften Maßregeln, wenn sie nur einen negativen Zweck haben, mehr Gefahr als Nutzen für die von ihm sogenannte „Austragung des preßlichen Inhalts" zu sehen. Herr Löffler verlangt, daß die Presse zu einem festeren Bewußtsein im Staate komme, als bisher geschehen, daß ihre Beförderung ihr nicht selbst überlassen bleibe, sondern eine Aufgabe der Regierung werde, daß consequente Einigkeit die Preßmaßregeln der verschiedenen Deutschen Regierungen lenke, daß an einem Orte nicht verboten würde, was anderswo erlaubt wäre, und daß überhaupt Seitens der Regierungen mehr geschähe, die Literatur zu wecken, als zu beschränken. Er verlangt ein für alle Deutsche Staaten gleich berechtigtes Preßdirectorium; er verlangt Collegien,

die sich mit den Interessen der Presse so beschäftigen, wie mit den Fortschritten des Handels und der Industrie; er wünscht namentlich, um der Regierung einen Theil dieser Preßaufsichten abzunehmen, daß wissenschaftliche Institute, Academien und Universitäten hier der Regierung zu Hülfe kämen, besonders daß wissenschaftliche Journale sich immer dadurch an die Universitäten anschließen sollten; endlich deutet der Verfasser oft genug an, daß Geldzuschüsse und Preisaufgaben, die den Ehrgeiz in Bewegung setzen würden, zu dem Censursysteme der Regierung als nothwendige Ergänzung gehören müßten.

Wenn man diese Ergebnisse der Löfflerischen Schrift betrachtet, so möchte man nicht glauben, da sie sich nämlich ganz brav und gediegen anhören, mit wie vielen Schlacken ebenso heterogener, wie feindseliger Elemente sie vermischt sind. Diese wenigen haltbaren Sätze, die ohnedies nur von genialen Fürsten, nicht von Regierungen

dürften verwirklicht werden, tauchen aus einer Sündfluth der heftigsten Anklagen gegen die Presse hervor, aus einem Wirrwarr von falschen Begriffszusammenkoppelungen, und endlich einer, was die Methode betrifft, das ganze Werk ungenießbar machenden Selbstgenügsamkeit. Da wir es für eine heilige Pflicht halten, den Irrthümern in einer Schrift, die sich speciell den Staatsmännern aufdringt und mancherlei Beherzigungswerthes enthält, um so schärfer entgegenzutreten, als sie entweder das Gute im Buche verdunkeln, oder wohl gar selbst durch dasselbe gerechtfertigt werden könnten, und gerade dieser Sichtung des Wahren und Falschen die nachstehende Erörterung widmen, so möge zuvörderst hier nur in Betreff der Aeußerlichkeiten bemerkt werden, daß der Verfasser in einem zweiten Theile eine philosophische Begründung dieses mehr practischen ersten Theiles zu geben verspricht. Eine Philosophie des Preßrechts soll von ihm

geliefert werden, auf welche die unbewiesenen Paragraphen des ersten Theiles einstimmig verweisen. Wir wollen dem nicht vorgreifen, was Herr Löffler liefern wird, gestehen aber, daß diese Hinweisung auf den Messias, der da kommen soll und der wieder Herr Löffler selber ist, den Eindruck eines affectirten falschen Prophetenthums macht. Schon die Einleitung des Buches, die ebenso geschwätzig und breit, wie intolerant ist, schüttet ein großes Füllhorn von Versprechungen aus. Herr Löffler, der wie alle Hegelianer nur objective Gedanken hat, spricht auch nie von seiner eigenen unmaßgeblichen Meinung, wie andere bescheidene Leute thun, sondern nennt sich selbst immer die Wissenschaft. Man sieht nicht ein, warum der Verfasser so viel unterscheidet, da er doch Alles der Censur unterwirft; ferner warum er zur Erläuterung von Verhältnissen, die auf der Hand liegen, öfters bis in das graue Alterthum hinaufsteigt. Was

hat das Preßedict, welches wir vielleicht nächstens von Preußen oder vom Deutschen Bunde zu erwarten haben, mit jenen Untersuchungen über den religiösen Inhalt des antiken Staates, über den Polarmenschen und die Asiatische Cosmogonie gemein; mit Untersuchungen, die man wahrlich in einem der Preßgesetzgebung des Augenblicks gewidmeten Werke nicht vermißt hätte! Gerade dieses Beiwerk von philosophischer und historischer Begründung gibt der Schrift des Hrn. Löffler ein abenteuerliches Gepräge, und würde sie in Rücksicht auf die Praxis ganz bei Seite stellen, wenn sich nicht an andern Stellen des utopischen Buches ganz directe Fingerzeige auf Preußische Staatsmänner, und namentlich Seite 504 und 505 ein Lob der Preußischen Staatsverwaltung fände, das uns wenigstens auf den Wunsch des Verfassers hinzudeuten scheint, bei dem entweder von dieser großen Macht oder von dem Bundestag zu erwartenden

Preßgesetzgebungsedicte, sei es nun theoretisch mit seinen Vorschriften oder practisch mit seiner Person berücksichtigt zu werden.

Wir gestehen, daß uns der Gedanke, wie wohl die Deutsche Literatur, wenn sich des Verfassers Buch verwirklichte, eine ganz neue, ätherische Gestalt annehmen könnte, bei manchen Abschnitten ganz geblendet hat. Wie glücklich würden wir sein, wenn diese gedankenlos sich aufschwemmende Masse des Buchhandels plötzlich keinen Zufluß mehr aus der dann geschlossenen Bücherfabrik bekäme, wenn diese heftweisen Compilationen nicht mehr die Kauflust des Publicums wegspülten, wenn jeder neu sich etablirende Buchhändler verhindert werden könnte, sich zuvörderst ein Schulbuch zusammenschreiben zu lassen, welches dann zwangsweise in den Unterricht der Jugend eingeführt wird; wie schön, wenn der Verlagsinstinct bei ganz ungebildeten Buchhändlern, die über das kalte Wasser, die Cholera,

die Eisenbahnen, über alle Gewerbe und Künste drucken lassen, was sie wollen, geregelt; wenn namentlich auch das belletristische Unwesen beschränkt und die Ueberfüllung der Leihbibliotheken mit abgeschmackter Unterhaltungslectüre verhindert würde; ferner wenn man die seichte Journalistik der Deutschen, ihr pseudo=schönes und politisches Zeitungswesen verschwinden sähe, diese kindischen Localblätter, diese politischen Zeitungen, die nur vom Nachdruck leben, diese Trivialitätenspeicher, wie die Bäuerlesche Theaterzeitung und Aehnliches. Ja, könnte die Fluth abgedämmt werden, ohne daß man sich dem Vorwurf eines Gewaltstreiches aussetzte, wer würde dem Verfasser dann nicht für sein positives und organisches Censursystem dankbar sein? Allein das Mittel, wodurch der Verfasser zu einem solchen Ziele kommen will, ist gewiß weder mild noch gerecht. Der Verfasser will diese Misere mit Gewalt in die Pfanne hauen, er läßt sie

kurzab über die Federmesserklinge der Censur springen, überantwortet die wissenschaftliche Presse ausschließlich den Facultäten, schließt die Leihbibliothek, verbrennt alle die schlechten Bücher, die sich gegenwärtig darin befinden, ordnet Staatsprüfungen für die Redactionen an, und will überhaupt das Bereich der Presse in eine literarische Büreaucratie verwandeln. Ginge es dem Verfasser nach, so müßten die Dichter gezwungen werden können, diesen oder jenen Stoff zu behandeln. Er wirft z. B. dem neuern Romane vor, daß er sich ewig nur mit der Dialectik der Liebeszustände beschäftigt, und fragt, warum unsere Dichter nicht den historischen Roman aus der vaterländischen Geschichte cultiviren? Um einstweilen die Dichter an dieses Thema zu zwingen, läßt er die Regierungen im Voraus eine Preisaufgabe für den besten vaterländischen Roman stellen. Allein wer sichert ihm, daß unsere Uhland, Heine, Lenau oder Mundt darum

concurriren werden, und wer kann sie hindern, wenn sie etwas schreiben, das mehr an Werthers Leiden, als an Götz von Berlichingen erinnert!

Es kam zunächst darauf an, daß der Verfasser sich den Umfang seines Themas begrenzte, und einen Begriff über die Presse überhaupt feststellte. Man kann nicht leugnen, daß die Presse der Literatur über den Kopf gewachsen ist, und daß weit mehr gedruckt wird, als für die Erfüllung des Literaturinbegriffes nöthig wäre. Abgesehen von der Industrie, die einem Theil der Presse eine ganz willkürliche Ausdehnung gegeben hat, ist besonders durch das Zeitungs- und Journalwesen und die in die Presse eingeführte politische Debatte der Umfang der Literatur längst überschritten und die Presse eine überwuchernde Gewalt geworden, von der wir durchaus nicht in Abrede stellen wollen, daß sie von Seiten der Regierung einer ernsten Aufmerksamkeit bedarf. Wenn nun Herr Löffler gleichfalls eingesteht, daß

mit dem Begriff der Literatur man heute die Presse noch nicht erfasse, so folgt daraus doch keineswegs, daß man für die Presse ein anderes Princip suchen müsse, als das in der Literatur gelegene, und daß man eine Theilnahme und Neutralität, welche der Staat immer bisher gegen die Literatur beobachtet hat, ihr darum entziehen solle, weil sich die Literatur im Zustand der Ueberwucherung befindet. Wer die Presse rein unabhängig von der Literatur betrachten will, kann nicht anders, als diese sowohl, wie jene, mit jeder andern beliebigen Handlung im Staate gleichstellen, wo auch der Unterschied nur in der Modification des Sprechens und Handelns liegen soll. Allein bis zu diesem Grade von Literarisirung ist unser modernes Leben noch nicht gelangt, daß man, sowie Anschlagzettel allerdings den sonst mündlich redenden Marktschreier auf den Jahrmärkten ersetzen, so nun auch Alles, was gedruckt wird, als unmittelba-

res Wort und unmittelbare That erfassen müsse. Noch werden die specifischen Schattirungen, welche Handlungen und Gedanken durch die Presse bekommen, im Bewußtsein der Masse allgemein anerkannt. Denn entweder ist der gedruckte Buchstabe unendlich stärker, als das Wort, oder unendlich schwächer, als die That. Die Presse ist mehr, als bloß öffentliche Austragung seines Willens und Denkens, sie wirkt specifisch anders, als mündliche Belehrung oder thätiges Beispiel. Des Verfassers Princip könnte man in einer Gesellschaft gelten lassen, wo die Presse zum ersten Mal aufträte, wo sie die Rolle einer unbedingten Bevormundung der Masse spielte und nicht wie bei uns, ihre Producte dem schon reifen Urtheile gegenüber stellte. Des Verfassers Princip verwechselt die Presse mit der historischen Initiative der Cultur und Wissenschaft. War sie das je? Nein! Sie hat Cultur und Wissenschaft befördert, allein der Gedanke, der die Wissenschaften belebte

und die katholische Kirche stürzte, war schon vor ihrer Erfindung rege geworden und verbreitet. Folgen wir der Ansicht des Verfassers, halten wir uns für die Presse nicht den Begriff der Literatur fest, und nehmen wir dieser die innere Einheit eines relativen Selbstzweckes, so muß sich unsere Idee von Preßgesetzgebung freilich so unduldsam modeln, wie sie es beim Verfasser thut. Der richtige Gesichtspunct bleibt in aufgeklärten Staaten der, daß sie der Literatur ein eigenes Werden und Wollen einräumen, sich in ihrer Beaufsichtigung weniger an das Einzelne, als an den Gesammtzweck halten, und die das Literaturgebiet überwuchernde Presse, das Uebermaß der Literatur allein nur mit scharfem Auge verfolgen. Dieses Zuviel der Literatur, das sich namentlich in der politischen Journalistik gezeigt hat, soll durch Zwangsmaßregeln in das Bett der organischen Literatur wieder zurückgedämmt werden, wie denn unserer Ueberzeugung nach

eine vermittelst der Presse sich geltend machende Tendenz, wenn sie den Staat gefährlich bedünkt, nicht gewaltsam zu unterdrücken ist, sondern nur in die Literatur, wo sie schon ihre Widerlegung finden wird, zurückgeleitet werden soll. Für eine solche Verwaltung der Presse gibt es die bequemsten Mittel. Man würde immer nur nöthig haben, bedenklichen Tendenzen begreiflich zu machen, daß sie auf das Recht einer Zeitung z. B. keine Ansprüche hätten, und daß ein Journal, welches einen neuen Sectengeist aufbringen wolle, nur vierteljährlich, nicht täglich oder wöchentlich erscheinen dürfe. Dies heißt die Presse aus dem Zustande der Ueberwucherung, der allerdings dem Staate gefährlich werden kann, in die Debatte der Literatur zurückführen, wo es der Behauptung nicht an einer Gegenbehauptung fehlen wird.

Wie wenig Herr Löffler geeignet ist, in seiner Preßgesetzgebung der Literatur einige Wohlthaten zu erwirken, beweist die schlechte Vorstel-

lung, die er von ihr hat. Er hat ein wüstes Bild von der Presse, ihre Ausnahmen macht er zur Regel. Alles Elend neuerer Zustände bürdet er der Presse auf. Seite 67 bringt er mit ihr sogar den Selbstmord in Verbindung. Von der literarischen Individualität, der er ein ganzes Capitel widmet, weiß er edle und hochherzige Züge nicht anzuführen, sondern Verstand, Gemüth und Leidenschaft sind ihm die Factoren des schriftstellerischen Characters. Der Haß des Verfassers gegen das Druckwesen spricht sich auch in einigen unwürdigen Kunstgriffen aus, durch welche er die Eitelkeit der Masse gegen die Presse aufreizen möchte. Um sich die Meinung und das Vorurtheil nicht bloß des Staates, denn darauf ist sein ganzes Buch gerichtet, sondern auch des unzurechnungsfähigen Publicums zu erwerben, stellt er die Presse als die Begründerin eines eigenen Kastengeistes dar. Beispiele, wie ein Voltaire sein ganzes Jahrhundert an der Nase

herumführen konnte, wie sich hier und da Autoren in politischen und wissenschaftlichen Kreisen auch eine äußere persönliche Autorität erwarben, wie z. B. ein Hugo, ein Savigny in der Rechtswissenschaft, diese außerordentlichen Triumphe des Genies, welche jeden Unbefangenen nur zum Erstaunen reizen, braucht der Verfasser als Motive eines durch die Literatur begründeten gefährlichen Kastengeistes. Die Wirkung, welche der Verfasser der Literatur beilegt, ist ihm doch so außerordentlich groß, wenn es sich bei ihm darum handelt, die Censur zu verschärfen; allein geringfügig, wenn es sich bei uns Andern um glorreiche Resultate handelt, die der menschliche Geist und die Geschichte der Presse verdanken! Die Bande der Sitten lägen nach dem Verfasser schon in der Familie, die Keime der Cultur und des historischen Fortschrittes schon im Staate. Er fragt, wozu nütze hier „die öffentliche Schreiberei?“ Ja, wenn wir bisher immer noch ge-

wohnt waren, der Literatur einen Antheil an dem Aufschwunge zuzuschreiben, dem wir die Befreiung vom Napoleonischen Joche zu verdanken haben, wenn man auf allen Cathedern in der Schule und Universität gewöhnt ist, zu lehren, daß sich die Deutschen im Zustand der Erniedrigung an ihre geistigen Besitzthümer anklammerten, und namentlich durch historische Studien die Idee des Vaterlands unter der Jugend zu verbreiten suchten, so sagt der Verfasser S. 125 geradezu: „Die Schriftsteller wirkten gar nichts, der Aufschwung ist die Folge der heldenmüthigen Entschließung des Königs von Preußen!" Wir wissen die Ritterlichkeit König Friedrich Wilhelms III. hoch genug zu schätzen, um uns aus diesem verächtlichen Dilemma mit der unerschrockenen Behauptung herauszuziehen, daß jene heldenmüthige Entschließung nur der Schlußstein einer Menge von der Literatur hervorgerufener oder unterstützter Vorbereitungen war.

Noch verworrener werden jedoch die Begriffe des Verfassers, wo seinen Beschuldigungen der Presse ein specielles Interesse der Schule zum Grunde zu liegen scheint. Gott sei's geklagt, daß der trivialen Gedanken nur allzu viele in der Literatur sich breit machen! Allein nur der Fanatismus unsers Verfassers ist im Stande, im Trivialen etwas Gefährliches zu entdecken. Ihm wäre es das Liebste, daß einseitige, flache, empirische Denker ganz vom Anrecht auf die Presse ausgeschlossen würden. Was hält nun aber der Verfasser für trivial? Was ist ihm unwissenschaftlich? Alles das, was nicht in seiner Weise denkt. Seine Intoleranz gegen Andersdenkende geht so weit, daß er sich des abscheulichen Ausdrucks bedient: „die größte negative Tugend der Schriftsteller wäre die, wenn sie der Unwahrheit nicht mit Wissen dienten.“ Ist diese Behauptung erhört? Herr Löffler als Hegelianer behauptet, daß Wahrheiten, welche die Folge

gründlich angestellter Forschungen sind, immer noch Lügen wären, wenn sie nicht mit den Resultaten des Verfassers zusammenstimmten. Der Unwahrheit nicht mit Wissen dienen, welch eine sophistische, unredliche Wendung! Es ist nichts gehässiger, als wissenschaftliche Debatten in die Politik hinüberspielen. Nicht nur das ganze Werk des Herrn Löffler beruht auf diesem Manöver, sondern er behauptet sogar noch, durch irrthümliche Speculation würde die Religion verletzt. Daß die meisten Staaten neuerer Zeit sich in einen verfassungsmäßigen Rechtszustand begeben haben, und die Völker einer Stipulation mehr trauten, als einem persönlichen Versprechen, selbst wenn es von dem edelsten Fürsten käme; das bestimmt Herrn Löffler, das neuere Verfassungswesen unsittlich zu nennen; und an jener Stelle, wo er den Selbstmord aus der Presse hergeleitet hat, sagt er, daß derjenige Theil der Presse, der nicht tödte,

lebenslustig wäre, aber ein Element der Sünde. Man sieht sich hier mitten in jene wunderlichen, polemischen Grillen versetzt, welche in neuerer Zeit von den Herren Leo, Steffens u. A. gefangen werden. Der Verfasser ist zu einseitig und befangen, als daß er mit Unparteilichkeit den Proceß der Presse entscheiden könnte. Er hält das Falsche für gefährlich, und alles dasjenige für falsch, was nicht zu seiner Schule gehört.

Es ist bekanntlich ein Hauptkennzeichen der Hegelschen Philosophie, daß sie den Staat die vollkommenste Blüthe der Humanität sein läßt. Wir sind zu sehr bedacht, die Interessen des Staates zu wahren, als daß wir in unserer zu Mißverständnissen so geneigten Zeit jenen Satz unbedingt bestreiten möchten. Allein etwas Anderes ist es, wenn die Selbstständigkeit eines andern Gebietes durch jene Lehre beschränkt wird, und wenn aus Unterordnungen unter sie Inconvenienzen entstehen sollten, die unser freies Gewissen

verletzten. In der Entwickelung des vorliegenden Buches ergeben sich so auffallende Beispiele, wie jene im Staate culminiren sollende Ideenwelt gerade mit den Ideen in offenen Widerspruch gerâth; und deßhalb werden wir schon genöthigt sein, die vom Verfasser verlangte unbedingte Coexistenz der Presse mit dem Staate zu bestreiten. Herr Löffler sagt S. 77: „Ich begreife mich so ganz nur im Staate, daß seine Existenz die meinige ist." Dies soll bei ihm nicht die Sprache des Beamten, sondern des Philosophen sein. Er häuft auf den Begriff des Staates das Außerordentlichste. Er sagt S. 160: „Die Primäridee des Staates sei nicht die Idee der Sittlichkeit, sondern die Idee Gottes." Man muß einen solchen Ausdruck ganz im Sinne jener Staatsreligion verstehen, welche von der Schule des Verfassers nicht bloß gelehrt, sondern auch als Cultus geübt wird. Wir haben Hochachtung vor dem Geiste der Aufklärung und Ge-

rechtigkeit, der die Verwaltung des Preußischen Staates beseelt; allein eine so excentrische Apotheose, wie sie S. 504 von Hrn. Löffler gegeben wird, ist in der That so unzurechnungsfähig, wie die Vision eines Heiligen, der im verzückten Zustande ist. Glücklich der Verfasser, daß er in seinem Streben, alles Geistige und Himmlische an den Staat anzubinden, sich an das Exemplar eines Staates halten kann, der durch erträgliche Mäßigung geleitet wird. Gesetzt nun aber, das Staatswesen zeigte noch überall bei uns jene seichte Oberflächlichkeit, die der Verfasser Staaten, wie Frankreich und Spanien, die sich mit der Constitutionssünde belastet haben, gern zuerkennen wird, was würde da aus seiner Wissenschaft werden, und namentlich aus der Presse, von der der Verfasser verlangt, daß sie nie über den Staat hinaus soll, daß sie sich die Frechheit nicht beikommen lasse, dem Staate eine Bahn vorzuzeichnen, auf welcher er ihr folgen solle!

Wir möchten wohl wissen, was im vorigen Jahrhundert aus der Deutschen Literatur geworden wäre, wenn Klopstock, Lessing und Goethe, diese unsterblichen Denker und Dichter, das Gepräge des damaligen Staates hätten tragen sollen. Schon das damalige gesellschaftliche Leben, die Perücke und den Zopf mußten sie überragen, wie vielmehr die anerkannt morschen, pedantischen Formen eines Staatswesens, welches damals noch ganz und gar auf die Leibeigenschaft gegründet war; und hätte Socrates nicht höher hinausgedacht, als das Wesen der damaligen Athenischen Republik ertrug, so würden wir in dem von Hrn. Löffler als gerecht zugestandenen Tode desselben nicht den Untergang eines Mannes beklagen, der sich den Ruf erworben hatte, die Philosophie vom Himmel auf die Erde geführt zu haben. Und nehme man doch den Staat, wie er uns gegenwärtig noch umgibt, und namentlich den Deutschen Staat, wird uns jemals,

so wie dem Raffinement des Verfassers möglich werden können, als Schriftsteller unsern Zusammenhang mit dem Staate in etwas Anderem zu finden, als darin, daß der Staat die Garantie jener Sittlichkeit, Religion und Ordnung ist, auf die wir als besonnene Schriftsteller gleichmäßig bedacht sind? Was hat denn der, welcher kein Beamter ist, vom Staate? In welcher Verbindung steht er mit ihm? Er achtet die Sittlichkeit, die Religion; aber er achtet sie doch wahrlich nicht des Staates wegen? Der Verfasser will uns ein Bewußtsein vom Staate geben, das wir nicht haben, und welches zu haben, es einer Zurückschraubung unserer Verhältnisse auf das Alterthum bedürfte, einer Umwandlung unserer weltumfassenden Begriffe in die Einseitigkeit Griechischer und Römischer Republiken. Sophocles, Pindar, Plato, Cäsar und Sallust konnten an den Staat denken, in dem sie schrieben, denn sie standen ihm unmittelbar

nahe; allein uns steht das Christenthum, die Sittlichkeit und die bürgerliche Ordnung näher, als der Gedanke, daß dies Alles erst am Staate seine Wahrheit haben solle. Somit folgt hieraus für uns gerade das Gegentheil von dem, was dem Verfasser aus seiner Affectation folgt. Wir werden nimmermehr dem Staate das Recht bestreiten, die Literatur zu beaufsichtigen; allein wir werden es für die unerträglichste aller Censuren halten, wenn der Verfasser der Literatur zumuthet, daß sie sich nur als einen integrirenden Bestandtheil des Staates empfinden soll. Leben Handel und Industrie nur im Staate? Nein! der Staat beschützt sie, und er beschränkt sie, wo sie dem Staate gefährlich zu werden drohen; allein sonst wirkt und schafft Handel und Industrie in seinem eigenen Bereiche fort; gerade so wie der Christ dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, sonst aber mehr im Reiche Gottes, als der bürgerlichen Gemeinde lebt. Der Verfasser

geht in seiner abgeschmackten oder servilen Vergötterung des Staates so weit, daß er sogar den Satz aufstellt: „Der Staat ist Schöpfer aller Wissenschaften"! Schöpfer und kein Druckfehler weist aus, daß hier statt des sinnlosen Schöpfer das verständige Schützer zu lesen ist; der Staat schützt die Kunst, aber er übt sie nicht; ein Patent liegt in seinem Bereiche, aber nicht die Erfindung.

Herrn Löfflers Grundidee ist die, daß die Presse nur durch den Staat berechtigt wäre. Er beweist dies durch eine lange historische Deduction, durch die alten Völker Asiens und Griechenlands, ja sogar durch die Erfindung der Buchstabenschrift, von der er behauptet, daß sie nur im Staate und durch den Staat erfunden werde. Ob sich eine solche Schlußfolgerung aus der bekannten Stelle des Phädrus im Plato ziehen lasse, zweifeln wir; denn Alles, was aus Aegypten kommt, kommt nicht aus der Idee des

Staates, sondern der der **Religion.** Mit steigender Civilisation hat allerdings der Staat Kunst und Wissenschaft in sein Bereich aufgenommen und sie gepflegt. Allein schon das Christenthum untergrub den Zusammenhang der Idee mit dem Staate, und erhielt einen solchen Zwiespalt bis auf den heutigen Tag. Es kann nun wohl im Streben der Zeit liegen, in dem erleuchteter Regierungen und in dem besonnener Literaturen, Eines durch das Andere zu wirken. Allein noch ist ihr Gebiet specifisch getrennt, noch kann der Ausspruch, daß die Presse nur durch den Staat ein Recht hätte, nur zu einem dem strebenden Geiste gefährlichen Zwange führen.

Wie harmlos sich die Literatur gebildet hat, kann der Verfasser gerade aus demselben Puncte entnehmen, den er ihr zum Vorwurf macht. Er beklagt sich nämlich über die Wissenschaft, daß sie sich nie mit der Presse als solcher und deren Verhältniß zum Staate beschäftigt habe. Allein

diese Harmlosigkeit, dieser Mangel an Reflexion über sich selbst, beweist gerade den organischen Character der Presse. Nehmen wir nur das Beispiel eines Denkers, von dem man gewiß nicht sagen kann, daß er dem Staate widerstrebte, und der nichts, was der philosophischen Bestimmung würdig und bedürftig war, ohne dieselbe ließ; nehmen wir Kant! Wenn er die uns beschäftigende Frage nicht beantwortete, so vermochte ihn dazu seine Unbefangenheit, mit der er, dem Staat gegenüber, seinen philosophischen Inhalt durch die Presse austrug. Er war so fest überzeugt, daß er gegen den Staat nichts Böswilliges im Sinne hätte, als er überzeugt war, daß sein zeitgenossischer Staat bei weitem hinter seinem Ideale zurückblieb, ja daß es in der Natur des Staates läge, nur ein äußeres, formelles Band für die Ideen der Sittlichkeit, Religion und Wissenschaft zu sein, die ihm bedenklich würden beschränkt geschienen haben,

wenn er sie nicht nur an den damaligen facti-schen, sondern überhaupt auch an einen ideellen Staat hätte anknüpfen sollen. Wenn doch die Hegelsche Philosophie dem Christenthum eine so große Geltung zuschreibt, warum will sie es denn eines seiner größten Vorzüge berauben? Das Christenthum hat die Menschen von den zufälligen Formen des Staates befreit, und hat sie gelehrt, nach dem Guten, Schönen und Wahren zu trachten, um der Liebe Gottes willen, d. h. ohne andere Rücksicht, als auf diese Ideen selbst, ohne Mittlerschaft irgend eines irdischen Verhältnisses, sei es auch eines Staatsverhältnisses. Daß der besonnene Autor sich an die polizeilichen Vorschriften kehrt, macht ihn noch nicht glauben, daß die Ideen, mit denen er sich beschäftigt, mehr als vom Staate bloß geduldet sind? Daß der Staat die Ideen gar in ihm producirte, diese Annahme des Herrn Löffler würde ihn zu einem Staatsdenker machen, zu einem Pu-

bliciſten, dem die Regierung die Austragung eines gewiſſen im Staate begriffenen Inhalts übergeben hätte. Seinem eigenen Genius folgend, wird er ſich zwar der Polizei ſeines Staates bewußt bleiben, aber ſonſt um ſie unbekümmert hinausſtreben, weit über die Grenze des Staates hinweg. Der tüchtige Denker wird auch vor ſeinen Reſultaten, ſelbſt, wenn ſie dem Staate widerſprächen, nicht erſchrecken, ſondern er wird weit mehr der Stimme des Gewiſſens und dem Geſetz der Vernunft gehorchen, als irgend einer Zumuthung des Staates, wenn er ſie ohne Böswilligkeit verletzt. Er wird immer bemüht ſein, ſeinen die gegebenen Zuſtände überragenden Gedanken eine innere Gewißheit und äußere Geltung in dem Grade zu geben, daß der Staat, ſtatt ſeinen Reſultaten gefährlich zu werden, ſich vielmehr ihnen anzuſchmiegen ſucht. Die Literatur war noch zu allen Zeiten über den Staat hinaus, ſeine Einrichtungen haben nie ſo

schnell den Ideen folgen können, als sie sich entwickelten. Bei diesem factischen Verhältnisse kann dies nur die Vorschrift eines denkenden Gesetzgebers sein, daß er von der Literatur Besonnenheit und vom Staate Strebsamkeit verlangt.

Es sind auch alle diese Verhältnisse durch die historische Erfahrung längst geregelt, und nur solche durch falsches Denken irre geleitete Fanatiker, wie Herr Löffler, verwirren die guten Resultate des Zeitgeistes, streuen den Saamen der Zwietracht aus und verdächtigen das Harmlose. Es ist freilich wahr, daß die Ideen schneller altern, als die Geschlechter, und daß sich die Generationen nicht mehr im Verhältnisse zu dem Impulse einer überreizten und allzu regsamen Presse entwickeln können. Wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß aus diesem Satze eine nothwendig zu schärfende Einwirkung des Staates auf die Presse folgt, eine Einwirkung, von der

wir mit dem Verfasser wünschen, daß sie mehr positiv als negativ sein möge, so ergibt sich doch daraus auch andererseits, (da doch auch der Gedanke ein Recht hat,) daß mit der Presse auch die Gesellschaft selbst bedingt werden solle, und daß sich solche Regierungsmaximen an die Spitze der Staaten stellen mögen, welche zwar den Zeitgeist erst prüfen sollen, ihn aber anerkennen, wo er etwas Tüchtiges will. Es muß im Staate ein Moment gegeben sein, welches vermittelnd zwischen dem Positiven und der Neuerung auftritt. Ein Staat, der sich nur dann auf seine Schwerkraft verlassen kann, wenn er stillsteht, ist der nicht, welchem wir das Recht einräumen, den Fortschritten der Presse Einhalt zu thun. Hr. Löffler hat gewiß Recht, wenn er die neuere Presse der Leidenschaftlichkeit, des zwecklosen Treibens und nicht selten der Frechheit bezüchtigt; allein so gewiß wir dem Staate das Recht zugestehen, hier für die Ordnung und die Sittlich-

keit durch schnelle Anwendung seines Zwanges bedacht zu sein,' so wenig können wir uns dazu verstehen, den Staat überhaupt zum Maß der Presse zu machen; denn was soll es heißen, wenn der Verfasser behauptet, der Staat hätte die Presse in sich aufgenommen, er hätte ihr nur eine Befugniß gestattet? Läßt sich dies historisch; läßt es sich vernünftig beweisen? So gern wir einräumen, daß Preßfreiheit in dem Umfange, wie sie jetzt reclamirt wird, nie gegolten hat, so gern ich hinzufüge, daß seit undenklichen Zeiten, wo Frankfurt am Main der Sitz des Deutschen Buchhandels war, hier auch ein Censor die Oberaufsicht führte, so liegt es doch auf der Hand, daß namentlich die Reformation erst der Presse ihren heutigen Character gegeben hat. Der damalige Staat war aber gerade eine der Reformation eher feindselige, als willfährige Macht, so daß die Presse von Haus aus gegen ihn im Namen Christi eine oppositive Stellung hatte und

dieses Unabhängigsein im Namen Christi, im Namen der Vernunft und der Wissenschaft, trotz der Hegelschen Schule, behaupten wird. Der aufgeklärte Staat ist längst mit dieser Ansicht einverstanden, hat die Presse in ihren Zielpuncten nie beschränkt, und wird es auch nicht, wenn sie nur über ihre Form wacht.

Da wir somit die Grundansicht des Hrn. Löffler verwerfen, so wollen wir nur noch einzelne Puncte aus seinem Aufrufe an die Deutsche Gesetzgebung hervorheben, und beweisen, daß der Verfasser in dieser Angelegenheit weder zu den Berufenen, noch Auserwählten gehört. Denn knüpfen wir gleich an das Vorhergegangene an, so finden wir es z. B. ganz irrthümlich, wenn der Verfasser das ungebührliche Wachsen der Presse als eine bloß gedankenlose Ueberwucherung bezeichnet. Daß die Presse in unserer Zeit so ungeheuer gewachsen ist, kommt allein nur daher, daß wir so außerordentlich viel Intelligenz be-

sitzen, für welche der Staat keine Anknüpfung darbietet. Wüßten alle Fürsten stets, ihre große Aufgabe würdig zu lösen, so würde man namentlich jetzt der Ruhe des Staates kein richtigeres Opfer bringen können, als wenn man das auf literarische Abenteuer ausgehende Talent auf ehrenvolle Weise zu fesseln suchte. Sonst erhielten verdiente Schriftsteller die Unterstützung des Staates; jetzt haben freilich die Talente eine ganz andere Physiognomie, als ehemals, sie sind auch nicht selten schon im Zustande einer halben Verwilderung, und sie werden, wenn auch nicht vollends verwildern, doch den literarischen Markt überschwemmen und verwirren, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. Wäre man höheren Orts darauf bedacht, interessante Erscheinungen in der Wissenschaft und Kunst zu pflegen, so würden diese selbst nicht überwuchern, und nicht in Gefahr kommen, sich ins Extrem zu werfen. Unsere classische Literatur würde nicht diese schöne

Abrundung bekommen haben, wenn diese, namentlich durch Lessing aufgeregten gährenden Talente in Weimar nicht ein ebenmäßiges Geleis für ihre Productionen gefunden hätten. Seitdem die Literatur auf sich selbst angewiesen ist, seitdem manche Fürsten nicht mehr den Ehrgeiz ihrer Väter haben, sich lieber mit dem Adel des Genies, als mit dem Adel der Geburt zu umgeben, finden wir auch in der Literatur viele beklagenswerthe Catastrophen, und eine Ueberwucherung, die bald machen wird, daß man das Werthvolle erst suchen muß, statt, daß es uns von selbst in die Augen strahlen könnte. Herr Löffler ist sehr unglücklich, daß die Juden im Deutschen Schriftwesen so viel Vorsprung gewonnen haben, und daß von ihnen viele der wichtigsten Zeitungsinstitute redigirt werden; allein die Literatur ist unschuldig daran, oder wenn überhaupt eine Schuld ist, so trägt sie der Staat, der dem gebildeten Juden nicht die Staats-

carrière eröffnet; denn würde dieser hier Unterhaltung finden, so würde er sich ebenso wenig auf die Literatur werfen, wie andere auf Wucher und Papierhandel. Es ist eine Intelligenz da, die einen Abfluß haben will; sie wirft sich auf die Presse, und treibt diese unnatürlich über ihr Bett hinaus.

Bei der vom Verfasser verlangten Coexistenz der Presse mit dem Staate fiel uns ein Institut ein, dessen gegenwärtiger Zustand in der That die Idee des Verfassers schon verwirklicht. Dies ist das Theater. Das Theater befand sich früher im Zustande einer factischen Preßfreiheit; jetzt ist es in jene höhere positive Censur des Verfassers übergegangen, da es als feststehendes Hof- und Stadttheater fast überall schon instituirt ist. So sehr nun auch das Theater für diese Bevorzugung dem Staate zu Dank verpflichtet ist, und sich zusehends in seiner bürgerlichen Stellung gehoben hat, so hat doch der ästhetische Antheil des Theaters davon keinen wesentlichen Nutzen

gezogen. Im Gegentheile stehen wir gegen das Französische Theater, welches mit Ausnahme des Théâtre français Privatinstitute sind, und nur sittlich, nicht organisch mit dem Staate coexistiren, wie Stümper gegenüber. Elende Farcen kommen bei uns zur Aufführung, und selbst, wollte man Besseres geben, so wäre es nicht vorhanden, da Niemand für das mit dem Staate coexistirende Theater schreiben will. Welcher Dichter möchte sich dem Urtheil eines Hoftheaterintendanten aussetzen? Welche Bühne wird begierig nach einem classischen Zugstücke sein, wenn ja doch ihr Deficit aus der Staatskasse gedeckt wird? Das Theater ist fast büreaucratisch verwaltet, und hindert jeden Dichter, der Lust hätte, sich ihm anzuschließen. Raupach kann gewiß bezeugen, daß er nicht so eifrig für die Bühne schaffen würde, wenn ihm nicht ausnahmsweise gestattet wäre, hinter den Coulissen umherzuwandeln, sich an der Garderobe zu begeistern, und

gleichsam in der Küche schon nachzusehen, was es am Mittag zu essen geben wird.

Die Anhänglichkeit des Verfassers an den Alles umfassenden und Alles schaffenden Staat geht so weit, daß er auch den Fiscus aus der Presse zu bereichern gedenkt. Wir erwähnen dies weniger des Fiscus wegen, als um das Mittel kennen zu lernen, das ihn zu diesem Zwecke führen soll. Seine Intoleranz gegen den Buchhandel geht nämlich auch darauf hinaus, daß er diesen verhindern will, nach Gutdünken und Belieben veraltete Schriften wieder neu aufzulegen. Da Hr. Löffler allerdings die brave Maxime hat, an Schriften ein Eigenthumsrecht zuzugestehen, und mithin auch den Nachdruck zu verwerfen, so will er nun auch für die Schriften, welche durch längeres Absterben des Verfassers, und durch die Nichtoccupation von Seiten der Erben herrenlos geworden sind, den Staat als Erben substituiren. Ein Buchhändler, der Melanchthons Werke wie-

der Herausgabe, müßte seiner Meinung nach in die Kasse der Centralbehörde des Deutschen Buchhandels eine Entschädigung an den Staat, der der Besitzer jeder res nullius ist, einzahlen. Wenn sich dies bei Melanchthon noch hören ließe, so wird der Fall doch schon verwickelter, wenn der Verfasser will, daß auch der Nachdrucker z. B. Montesquieu's dem Rechte gerecht werde. Denn würde hier Frankreich nicht mehr Ansprüche auf die Entschädigung haben, als Deutschland? Und vollends wird die Coexistenz der Presse mit dem Staate erst schwierig, wenn auch die alten Autoren, wie der Verfasser mit vollem Ernste behauptet, nicht Jedermann zum Abdrucke zustehen sollten. Das junge Griechenland würde gewiß eine monopolisch-bibliopolische Griechensteuer mit Freuden von den Tauchnitz und Pankoucke annehmen. Braucht es mehr, als dieser Anführungen, um den unpractischen Utopismus des Verfassers nachzuweisen? Es ergibt sich diese ma-

terielle Unfähigkeit noch aus einigen andern Vorschlägen, die der Verfasser der Gesetzgebung zumuthet. Zum Beispiel ist Hr. Löffler noch nicht darüber mit sich einverstanden, und verspricht erst in seiner noch zu liefernden Philosophie des Preßrechts die Frage zu beantworten; „ob der Drucker und Verleger einer Schrift ein und dieselbe Person sein dürften.“ Im Hintergrunde dieses Zweifels liegt nämlich die Ansicht, daß durch je größere Theilung der literarischen Arbeit auch die Verantwortlichkeit mehr getheilt, und für den Staat desto gewisser werde. Je mehr Personen an der Erscheinung einer Schrift betheiligt werden, desto größer muß das Hinderniß sein, wenn diese Schrift allenfalls die Censur vermeiden, oder sonst in Inhalt oder Form verbrecherisch auftreten wollte. Bis hierher bewundert man die Klugheit des Verfassers. Allein wie, wenn er nun sogar verlangt, daß der Staat die Schriftsatzgehülfen als eigenes Corps beeidigt, wenn er da-

durch schon in der Druckwerkstätte ein zweifaches Interesse schaffen, und eine Angeberei der Setzer gegen ihren Druckherrn begünstigen will! Hier wird die juristische Klugheit rechtlose Pfiffigkeit, und gehört mehr in die geheimen Memoiren der Criminalpolizei, als in eine Gesetzgebung, die nicht für Verbrecher, sondern für ehrliche Leute berechnet ist. —

Ebenso wenig Bekanntschaft mit dem Preßgesetzgebungsmaterial verräth es, wenn der Vf. die Annoncen in den Zeitungen censurfrei geben will. Er hat dabei die Gewerbe im Auge, welche einestheils durch die zu entrichtende Censurgebühr besteuert werden, anderntheils sehr leicht über ein Institut, mit dem sie nicht wesentlich zusammenhängen, eine üble Meinung verbreiten. Der Vf. weiß ohne Zweifel, daß jeder Handelsmann, der eine Anempfehlung seiner Mousseline und Jaconnets erst der Censur unterwerfen muß, schnell zur Uebereinstimmung geneigt ist, wenn das Gespräch

auf Preßfreiheit kommt. Allein selbst wenn die Censur aufhörte, so glauben wir gerade im Gegentheil, daß die der Zeitungsannoncen bleiben müsse. Wenigstens hängt diese Censur von dem Stand der Gewerbfreiheit ab, welcher an dem betreffenden Orte herrscht und überhaupt von dem Interesse, welches die Polizei an dieser oder jener Veröffentlichung nehmen kann. Den Redactionen kann man unmöglich die Verantwortlichkeit darüber aufbürden, ob z. B. eine Schrift angekündigt wird, die zu den verbotenen gehört, eine Zeitschrift, die sich noch keiner Concession zu erfreuen hat, ob Medicamente empfohlen werden, die zu den unerlaubten gehören, Hülfsleistungen z. B. der Hühneraugenärzte, wo erst ein Patent gelöst werden muß, Collecten, die nicht geduldet sind, Lotterien, die die Lotterie des Staats beeinträchtigen. Mit einem Worte, der Freiheitssinn des Vfs. erwacht gerade an einem Orte, wo er bedenklich ist. Er scheint die Censur nur

aus der Theorie, nicht aus der Praxis zu kennen; und das letztere muß man jedenfalls, man muß Autor gewesen sein, noch ehe man es bloß durch eine Schrift über die Censur wurde. Man muß schon einmal eine Schrift unter der Censur gehabt haben, um über die Censur zu schreiben.

Das Endresultat unseres Gutachtens über die Principien des Herrn Löffler kommt darauf hinaus, daß wir ihnen ebensoviel Scharfsinn, wie Intoleranz, ebensoviel Unerfahrenheit wie Einseitigkeit zuschreiben. Sein Buch nützt der Presse nichts, und schadet der Censur. Seine Vorschläge sind überdies so unpractisch, daß selbst solche Behörden, die des Vfs. Maximen billigen möchten, sie nicht in die Verwaltung einführen können. Der Vf. selbst präsentirt sich als einen nicht gewöhnlichen Kopf, der aber an größerer Ueberhitzung und Aufregung leidet, als die Literatur, die er verfolgt. In den meisten Puncten ist ohnedies sein Urtheil linkisch und er-

innert so sehr an eine jetzt wieder verschollene Herabsetzung Italiens, die vor zwei Jahren viel Aufsehen machte, daß man ihn gern mit jenem Gustav Nicolai vergleichen möchte, wenn ihn auch der Schöpfer auf besserem Papiere und mit schärferen Lettern von der Presse abzog, als jenen wunderlichen Reisenden, der in der Herrlichkeit Italiens nur von Flöhen gequält wurde, und in Venedig, am Vesuv, überall, die Mark Brandenburg nicht vergessen konnte. Herr Löffler ist ein ähnlicher exclusiver Geist, und möchte seiner Neigung zum Sonderbaren wegen sich vielleicht für jede andere Gattung der Literatur eher eignen, als zur Registratur derselben und zur Censur. Wir zweifeln, ob uns seine noch zu erwartende Philosophie des Preßrechts von ihm eine günstigere Meinung geben wird.

Einstweilen prüfe man, da die Sache wichtig ist, folgende

Paragraphen einer Censurordnung.

§. 1.

Preßfreiheit ist der Normalzustand der Literatur; Censur ist eine Ausnahme. Der Einzelne unter den deutschen Machthabern kann die Censur aufgehoben wünschen, sie aufheben kann er allein nicht. Wir wollen sehen, welche Fortschritte die Wiederherstellung wechselseitigen Vertrauens, welche Fortschritte die Meinung der Literatur über öffentliche Angelegenheiten in einigen Jahren gemacht haben wird; dann kann vielleicht von Preßfreiheit wieder die Rede sein.

I. Von der Censur als Staatsanstalt.

§. 2.

Da die Censur eine Ausnahme ist und nicht im Interesse der Literatur, sondern dem der Gesellschaft gehandhabt werden soll, da sie ferner nach dem Willen des Staates die Literatur weder aufheben noch in dem möglichsten Grade ihrer organischen Freiheit beschränken will; so muß die Censur eine der anschmiegsamsten, willfäh-

rigsten und nachgiebigsten Institutionen des Staates sein. Sie soll die Kraft nie auf Kosten der Gerechtigkeit mißbrauchen.

§. 3.

Die Censur ist accessorisch; d. h. sie hat für die Literatur kein absolut bindendes Recht und gehört ihr so verschwistert zu, wie z. B. der Besitzer einer kleinen Servitut an einem Hause sich nicht widersetzen darf, wenn das ganze Haus verkauft werden soll. Das heißt: Die Censur muß sich der Presse anschmiegen, nicht die Presse der Censur; in dem Sinne nämlich, daß die Presse der Censur zwar nicht widerstrebt, aber sich nicht selbst und freiwillig hergibt, die Censur als etwas organisch Unumgängliches zu betrachten.

§. 4.

Der Staat hat die Anordnungen zu treffen, welche die Censur der Presse angehen; nicht die Presse. Er bekömmt die Censur als ein Privi-

legium, das er ohne Anlaß für die Presse benutzen mag! Die erste Folge des nur accessorischen Rechtes der Censur ist: Schnelligkeit, die zweite: Wohlfeilheit.

§. 5.

Die Censur muß so angeordnet werden, daß sie die Erzeugnisse der Presse im Druck nicht aufhält. Zeitungsblättern würde durch Verzögerung ein empfindlicher Nachtheil widerfahren, ebenso Tagsblättern jeder Art und Brochüren. Für größere Werke, werden sie im Zusammenhange censirt, sollte der Termin von 8—14 Tagen nie überschritten werden; reicht der Drucker die einzelnen Bogen ein, so müssen sie nach 24 Stunden zurückerfolgen. Für Zeitungen muß sich die Censur in jeder Beziehung dem Interesse derselben fügen. Die Censur will die Literatur nicht hindern; sie will die Vortheile, die man aus der schnellen Expedition eines Zeitungsblatts erzielen kann, nicht stören; deßhalb hat sie sich auch

iesen Vortheilen ohne Weiteres zu fügen und
nuß in der Nacht censiren, wenn die Zeitung in
er Nacht gedruckt werden muß.

§. 6.

Versäumt die Censur den Termin, wo das
journal in die Presse gehen muß, um zur nöthi=
en Stunde auf die Post zu kommen, so gibt sie
ch ihres Rechtes verlustig und wird dem Staate
ir alles verantwortlich, was in einem solchen un=
ensirten Blatte Anstößiges enthalten sein könnte.
iegt die Schuld der Verspätung an dem Drucker
der Redakteur, der das Material der Censur
erspätet einreichte, so ist nicht die Contravention
egen die Censur zu strafen, sondern die Nach=
issigkeit; wobei ohnehin eine Untersuchung über
twa obwaltende mala fides gestattet werden kann.
Ist bei Zeitungsblättern, die wegen irgend einer
löᵹlich angekommenen Nachricht extra ausgege=
en werden, die Censur nicht zur Hand, wird
e vergeblich beschickt, so tritt der Casus des

Periculi in mora ein und die Censur hat ihr Recht verloren.

§. 7.

Dahin schlägt auch ein, daß die Censur nie als Person, sondern nur als Anstalt wirken soll. So wie die Mauthhäuser zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zur Hand sind, so auch die geistigen Zollhäuser, die Censuranstalten. Die Censur soll, wenn viele Geschäfte auf einige Personen gehäuft werden oder wohl gar nur ein Censor in einer großen und druckfleißigen Stadt angestellt ist, nie ambulant sein, sondern ein Bureau, wo man zu jeder Stunde des Tages bedient werden kann. Die Censur ist auch keine Behörde, wie etwa das Paßbureau und dergleichen; sondern sie läuft der Presse parallel, wie der Zoll dem Merkantilismus.

§. 8.

Da die Censur nur dem Staate zu Liebe existirt, so hat dieser ihre Kosten zu tragen.

Wenigstens darf die Abgabe, welche man der Censur zu entrichten hat, nur in einer unbedeutenden Kleinigkeit bestehen, gleichsam nur in den Stempelgebühren der Unterschrift eines Staatsbeamten. Nicht die Mühe des Censors wird bezahlt; (da die Presse ihm die Mühe nicht macht, sondern der Staat die Stellung zu ihr hat, daß er sich die Mühe der Censur nicht verdrießen lassen soll!) auch nicht das Risiko des Censors (wenn er etwa in den Fall käme, gestraft zu werden; denn nicht die Presse soll es entgelten, wenn ein Beamter in seiner Beaufsichtigung fahrlässig ist;) sondern bezahlt wird nur das offizielle Gutachten, der Stempel, der die Unterschrift eines Beamten sichtbar oder nur gedacht immer begleitet.

§. 9.

Censurgebühren sollen nie vom Censor selbst bestimmt werden. Der Beamte soll auf sie nicht angewiesen sein. Sporteln dieser Art würden

die Quelle vieler Mißbräuche und nicht selten vieler Ungerechtigkeiten sein. Selbst wenn der Censor die Gebühren für sich behält, so setze der Staat das Maximum fest. Daß der Censor die Gebühren für sich behält, geschieht nicht, um ihm einen Vortheil zuzuwenden oder ihn auf eine Einnahme anzuweisen, sondern um ihm immer noch die gänzliche Verzichtung darauf möglich zu machen oder den Umtausch des Geldes gegen Bücher, eine zarte und sinnige Art, wie sich die meisten Censoren ihr Geschäft bezahlen lassen; denn ihnen muß ja selbst daran gelegen sein, von ihrem schwierigen Amte jeden Schein der Gehässigkeit abzuwälzen und es so wenig bureaukratisch, als möglich zu machen.

II. Von den Censoren.

§. 10.

Man setze die Literaten als Censoren ein! Männer, die ein eignes System haben, dulden nicht, daß ein andres aufkomme. Der Pietist

würde dem Rationalisten das Meiste streichen; der Rationalist würde im Pietismus nicht selten Verbrechen sehen.

§. 11.

Man wählt am liebsten Juristen. Dennoch müssen sie einige andre Eigenschaften haben, als bloß Kenntniß des Rechtes. Dem Censor gebührt eine nicht bloß allgemeine literarische Bildung, sondern selbst eine specielle. Er muß auf der Höhe des Tages sein, er muß den Stand der Parteien kennen und nach der Sprache, deren sich z. B. Angreifende bedienen, die Sprache der Vertheidigung abmessen. Ein Censor, der nur das Corpus Juris, das Landrecht, seine Instruktion und das zu censirende Buch kennt, wird noch immer nicht gegen Ungerechtigkeit gesichert sein. Ein politischer Censor muß auswärtige Blätter lesen und den Stand der Parteien kennen. Ein literarischer darf nicht fremd sein auf dem Gebiete der Journalistik, wenn diese auch

noch so wenig Werth hätte. Ein Censor, der eine Schrift nach dem Geiste beurtheilen will, in welchem sich z. B. die Beamten in einem Vorzimmer des Ressorts der Staatsverwaltung, zu dem er gehört, unterhalten, wird überall Anstoß nehmen, und Schriftstellern, die in ganz von ihnen entfernten Geistesgebieten leben, oft empfindlich weh thun.

§. 12.

Es gibt zwei Wege, Beamten mit der Censur zu beauftragen. Entweder wählt der Staat diesen oder jenen Beamten und übergibt ihm einen Theil der Censur, oder er combinirt die ganze Censur und überläßt sie einem Beamten, der sich ausschließlich dem Geschäfte widmet.

§. 13.

Eine Vermischung beider Methoden in der Art, daß ein ohnehin genug beschäftigter Beamter auch noch mit einer unverhältnißmäßigen Cen-

sur belastet werde, führt zu den empfindlichsten Benachtheiligungen für die Presse. Die Censur politischer Zeitungen, mit einem andern größern Amt combinirt, wird nur dann möglich sein, wenn zufällig die Muße des Beamten mit der Expedition der Zeitung zusammenstimmt. Allein man denke, daß ein Journal sich in einem Artikel verspätet, daß ein Censurstrich ihm ein Supplement nöthig macht, daß das Journal um 10 Uhr Morgens gedruckt werden muß und dies Supplement erst um 9½ Uhr fertig ist! Sollte da das Hinderniß gelten, daß der Beamte sagt: um 9 Uhr muß ich auf meinem Büreau sein; Censor bin ich erst wieder Nachmittags um drei Uhr!? Nein die Censur kann sich nur dadurch empfehlen, daß sie es nie ist, die ein Hinderniß macht! Die Censur muß immer bereit sein; der Drucker, der Schriftsteller, der Buchhändler — sie haben ein ursprüngliches Recht, das von der Censur zwar im Inhalt der Ausübung, aber

nimmermehr in der Form derselben modifizirt werden sollte!

§. 14.

Ist es dem Staate nicht wünschenswerth, einen eignen Censor für die gesammte literarische Produktion einer größern Stadt zu installiren, so vertheile sie die Censur auf mehre Beamte! Erscheinen an einem Orte mehre politische Zeitungen, so sind sie allerdings der Consequenz wegen nur einem Censor zu übertragen. Literärische, kritische, wissenschaftliche Journale jedoch und Bücher desselben Gegenstandes werden einzelnen Beamten überwiesen, welche sich der Uebernahme der Censur nicht weigern dürfen.

III. Vom Censurverfahren.

§. 15.

Jede Instruktion für Censoren sollte in den allgemeinsten Ausdrücken abgefaßt und das Spezielle dem persönlichen Takte überlassen sein.

§. 16.

Das erste Gefühl des Censors bei Empfangnahme eines Censurbogens sei: Scheu vor dem heiligen Autorrechte! Mißtrauische Censören nicht nur, sondern auch die, welche vor der Schriftstellerei keine Achtung haben, werden die Censur immer verderben. Was dem Censor dunkel ist, davon halt' er das Beste! Fürchtet er Mißverständnisse, so verschaffe er sich Aufklärung! Schlechte Censoren streichen, was ihnen dunkel ist.

§. 17.

Außer der Achtung vor der Originalität und der Produktion, soll den Censor die Rücksicht auf den Drucker am Streichen hindern. Der Drucker verliert bei jedem Striche an dem Capital seiner Mühewaltung. Aengstliche Censoren sollten deßhalb nur Manuscripte censiren, und wenn sie ihrer Bequemlichkeit wegen die Aufsätze lieber gedruckt haben wollen, so müssen sie Rücksicht

nehmen auf die Gefälligkeit, die man ihnen erweist. Ein natürliches Recht, das Censurmaterial bereits gedruckt vorgelegt zu verlangen, gibt es um so weniger, als zwar die Censur nur zwischen dem Drucker und dem Publikum steht, der Autor aber alles Recht hat, die Censur schon dann anzusprechen, wenn nur noch erst ein Verhältniß zwischen dem Autor und Drucker besteht. Will jedoch die Censur das Manuscript als bereits gedruckt ansprechen, so erkennt sie auch an, daß sie sich die möglichste Schonung des Autor- und Druckinteresses zur Pflicht macht.

§. 18.

Der Censor ist kein Recensent. Seine Striche und Aenderungen gebühren nie dem Zusammenhange, der Idee des Ganzen als solcher, nie Fehlern, die er am Autor entdeckt.

§. 19.

Der Censor darf rechtlich nur das streichen, was nicht gesagt werden darf. Er wird willkürlich,

wenn er den politischen Gesichtspunkt verläßt, d. h. Staat, Religion, Sittlichkeit, und sich an dem sonstigen Inhalt des Druckmaterials betheiligt.

§. 20.

Wenn Censoren Persönlichkeiten streichen, um Injurienprozesse zu verhindern, so dürfen sie sich nicht die Miene geben, als thäten sie dies im Auftrage des Staates. Sie dürfen Persönlichkeiten nur dann streichen, wenn sich für das Buch kein Autor oder kein Verleger nennen will. Und so oft bei Zeitschriften die Redaktionen für Persönlichkeiten einstehen, hat der Staat keine Befugniß zum Streichen, es sei denn, daß die Ausfälle gegen die öffentliche Sittlichkeit verstoßen. Wäre dies Verhältniß anders, dann begriffe man nicht, warum die öffentlichen Blätter von verantwortlichen Redaktionen geleitet werden!

§. 21.

Ob Thatsachen der Regierung und der Religion in Frage gestellt werden können, hängt

vom Geiste des Gouvernements und vom Tone des Autors ab. Ob freisinnige Erörterungen zulässig sind; darüber lassen sich Wünsche, auch Gesetze geben; doch wird der Censor oft in Zwiespalt mit sich und seinen Vorgesetzten kommen. Die Entscheidung dieser schwierigen Frage kömmt auf Charakter und Ehrgefühl an.

§. 22.

Der Censor muß dem Autor Gründe seiner Striche angeben, wenigstens wenn sie verlangt werden. In Berlin ist es üblich, die Censurstriche am Rande zu motiviren, auch in Wien herrscht diese Achtung vor dem Autor. (Siehe Gentzens Noten zu Schnellers bekanntem Werke!)

IV. Die höhere Instanz.

§. 23.

Der Censor ist ein Individuum; es muß von ihm Berufung statt finden.

§. 24.

Berufung auf ein Collegium drückt den

richtigen Grundsatz aus, daß vom Individuum auf concrete Staatsräson appellirt wird; doch darf das Collegium erst dritte Instanz sein.

§. 25.

Ein Collegium, schon in zweiter Instanz, brächte dem Autor, Drucker und Buchhändler um etwas in dem literarischen Verkehr Unumgängliches, um die Schnelligkeit der Erledigung. Deßhalb muß die zweite Instanz eine leicht zugängliche Person sein.

§. 26.

Erst in dritter Instanz darf die Erledigung büreaukratisch sein.

IV.

Henrik Steffens.

Professor Steffens hat einen Roman in drei Bänden herausgegeben „die Revolution," in welchem er im Interesse der unbeschränkten Monarchie und des Pietismus alle Erscheinungen der neuern Geschichte bekämpft, welche beiden Tendenzen keinen unmittelbaren Vorschub leisten. Er faßt alles das, was ihm am Zeitgeiste zuwider ist, unter dem Namen Revolution zusammen und verfolgt dies Schreckbild vom Convent an bis auf das junge Deutschland herab. Seine Personen leben alle glücklicherweise so lange, als er ihrer bedarf, um sie diese verschiedenen Abstufungen durchmachen zu lassen. Dieser Roman ist die gehässigste Zuträgerei, die uns die Ketzer-

macherei der neuesten Zeit gebracht hat. Er zieht das Unschuldigste in den Strudel eines gefährlichen Verdachtes und erfordert eine Widerlegung, der wir um so lieber einen größern Raum gestatten, als sich hier eine Gelegenheit darbietet, etwas zur Verständigung für Verständige zu sagen.

Vergebens such' ich nach einer Vereinfachung des gewaltigen Stoffes, der sich unter den Händen aufhäuft, wenn man den rechten Gesichtspunkt bezeichnen will, aus welchem diese „Revolution" zu verstehen ist. Eine Menge Gedankenfäden laufen da ineinander; Historisches, Individuelles drängt sich massenweise heran. Es ist unmöglich, man kann einem so losen Produkte, wie dieser Roman ist, nicht die Ausdehnung einer Abhandlung widmen. Lassen wir also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; beschränken wir uns nur auf die nächsten, an das Vorliegende unmittelbar sich anknüpfenden Gedanken.

Steffens hat den Ruhm eines originellen

Gelehrten, der durch eine gewandte Rede und ein sanguinisches Temperament in der Geologie, welches sein Fach ist, nicht bloß Berge in ihrer Construktion schildern, sondern selber welche versetzen kann. Steffens hat den Vortheil voraus gehabt, daß er, über Steinbildung sprechend, auf philosophische Gegenstände abschweifen konnte; während es bei dem Philosophen nicht die gleiche angenehme Wirkung macht, wenn er von philosophischen Gegenständen auf die Gebirge und Steinarten übergehen wollte. Steffens, baar aller Systematik, begabt mit einer unruhigen Beweglichkeit, nur von Gefühlen und phantastischen Anschauungen zu seinen Ueberzeugungen getrieben, wurde mit der Zeit ein Chaos von Wissen, Glauben, Ahnen, Zweifeln, Wollen, Entsagen, daß er allerdings Gott danken kann, der ihn aus diesem Getümmel durch das lutherische Christenthum erlöste. Seit längerer Zeit hat sich der geistliche Lichtstrahl als eine ewige Lampe in seinem Her-

zen angezündet. Dagegen kann man nichts haben; ich gönne Steffens die Seligkeit, „wieder Lutheraner geworden zu sein;" ich gönn' ihm das Glück „der kleinen stillen Gemeinde."

Steffens Entwickelung ist also keine des Gelehrten; denn als Gelehrter hat er nichts Nachhaltiges geleistet; sondern die eines Charakters. Mit einem produktiven Talente einer- und einer originellen persönlichen Beweglichkeit andrerseits begabt, warf er sich in die verschiedensten Fächer, in die Mineralogie, Philosophie, Politik und Novelle und leistete hier Nichts, das eine nachhaltige objektive Wirksamkeit gehabt hätte, wohl aber immer Etwas, das uns seine originelle Persönlichkeit in einer interessanten Metamorphose wieder erkennen ließ. Steffens kann uns daher nicht verdenken, wenn wir es versuchen, seinen unruhigen persönlichen Charakter zu fesseln und aus seinen Schriften mehr das Sub- als das Objekt festzuhalten.

Steffens gehört zu jenen Charakteren, welche vom Manne nur die Gestalt, das Talent haben, alles Uebrige aber, was in ihnen den Menschen bildet, vom Weibe. Alle Tugenden und alle Fehler des Weibes findet man in der Erscheinung dieses Gelehrten, der eigentlich kein Gelehrter, sondern nur ein unbeholfener Dichter ist. Sein Gemüth ist hingebend, schwärmerisch; aber auch reizbar, leidenschaftlich. Andere ohne Schonung behandelnd, ist Steffens leicht verletzt, was ihn selbst betrifft. Eigensinnig an einer Meinung haltend, wenn sie ihm ausgeredet werden soll, wirft er sie gern selbst weg, wenn ihn seine Laune dazu treibt. Unmäßig in Versicherungen seiner Anhänglichkeit, ist er ebenso excentrisch in seiner Abneigung. Die Fluth der Versprechungen schwemmt die Proben und Leistungen hinweg. Was er an sich selbst fürchtet, dichtet er Andern an. Ein kühles Wort empört ihn, der Blick eines Auges schon kann ihm Verdacht erregen.

Dies Geberden ist gescheut, originell, aber leidenschaftlich, trotz Frauenzimmernatur.

So hat sich Steffens in seinen früheren Schriften bewährt; so tritt er wieder in der „Revolution" auf. Er hat soviel Herbes, Verletzendes in diesem Buche gehäuft, er hat soviel Verdächtigung, die nur unheimliche Früchte tragen wird, darin ausgesäet, daß er sich beherrschen sollte und nicht zürnen, wenn wir den Grund dafür nicht in der objektiven Wahrheit, sondern in den Irrthümern seines Gemüthes suchen. Steffens muß zuletzt zugeben, daß ihm diese „Revolution" von persönlichem Interesse in Rücksicht auf seinen Charakter ist. Wie oft verwandelt sich nicht diese Novelle in eine Confession, die erdichtete Figur in seine eigne, die Anklage in eine Apologie! Steffens schrieb dieses Buch, um die Welt ihren Lauf gehen zu lassen, seine Hände aber in Unschuld zu waschen. Er schildert eine schauderhafte Welt, von der er nicht

undeutlich zu verstehen gibt, daß sie für's Erste nicht gebessert und von ihrem Sturze nicht zurückgehalten werden kann.

Man muß nämlich wissen, daß Steffens früher zur politischen Opposition gehörte. Wenn die literarische Jugend Deutschlands sich „in einer confusen Mischung von Philosophie und Poesie" gefällt; so verdankt sie es zum großen Theile auch den Schriften Steffens, verdankt sie es dem malcontenten Geiste, der in Allem, was er früher geschrieben, herrscht. Woraus hätt' ich wohl und mit mir Andere dies unbehagliche Gefühl am Positiven, dies halbe Politisiren, und halbe Philosophiren, diese Protestation des Gemüthes gegen das System, dies Grübeln, Parallelisiren, Hin- und Herüberschweifen, ohne Rast und Ruhe, ohne Lust an dem Buchstaben, an der Schranke, kurz diese eigenthümliche Bildung, die wir alle bis zum Jahre 1830 auf den Universitäten entweder empfingen oder durch die Lektüre der Schrif-

ten von Görres, Steffens und Andrer uns zu eigen machten? Steffens fühlt dies, jede Zeile seines Romans verräth das gedrückte Gewissen; und dennoch — warum in der Protestation gegen die falsche Anwendung dessen, was man bei ihm erlernt hat, so viel Trivialität? Doch ich vergesse, daß ich den ästhetischen Werth seines Buches erst später abschätzen will.

Was ist die Revolution? Steffens ist gescheut genug, einzusehen, daß der Irrthum eine mißverstandene Wahrheit ist. Die Revolution ist ein Verbrechen; aber sie hat ein Prinzip, das über das Criminalgesetz hinausliegt und mit welchem die Philosophie und die Staatsweisheit sich mit Vorsicht abfinden müssen. Von dieser seiner Ueberzeugung läßt Steffens nicht einen Lichtschimmer durchblicken. Er faßt die Revolution schlechthin als die Negation, als die Lust Tumulte zu erregen, zu plündern, und aus dem Letzten der Erste zu werden. Die Revolution ist

ihm Demagogie und diese wieder eine rein abgeschlossene Tendenz, eine Leidenschaft, ein Laster a priori. Steffens sieht in ihr nur die Sünde, nicht den Irrthum. Er schildert das Verschwören, das Barrikadiren, kurz die Mittel der Revolution; von ihrem Zwecke sagt er wenig, oder nicht mehr, als daß ihr Zweck schon in den Mitteln läge, daß die entfesselten Galeerensklaven im Plündern und Morden grade ihren Zweck erreichten. Ist das die Revolution? Ohne Zweifel; aber nur von einer Seite betrachtet. Wo sind die Irrthümer, die sie begleiten; wo sind die Phantastereien, welche die Königsmörder ohne Zittern auf das Schaffot steigen lassen; wo sind die Phänomene, die mit der Revolution in einer nicht immer verbrecherischen Wahlverwandtschaft stehen; wo sind die feinen Nüancen der politischen und moralischen Ueberzeugungen, die von der Demagogie verwehmt und von der Regierungsgewalt unter Aufsicht gestellt werden? Wo ist in

dem Buche ein einziger Repräsentant der vernünftigen Freiheit, des besonnenen Fortschrittes, ein Vertreter der verfassungsmäßigen Monarchie? Wo ist die Tiefe der Auffassung? Wo die Feinheit der Charakteristik? Ja, wo ist Sinn und Verstand in diesem kindisch-leidenschaftlichen Gemälde der Revolution?

Ein Hauptgrund, warum Steffens die Revolution als einen Banditenjubel hinstellt, ist die Furcht, auf einem Zusammenhange mit ihr ertappt zu werden. Man braucht nur die Ansicht, deren man selber verdächtig ist, recht zu übertreiben, so schützt man sich schon. Steffens gehe mit mir in ein Gefängniß, wo Revolutionäre zu zehn Jahren verurtheilt sind! Er beweise mir, daß es solche Bluthunde sind, wie sein „wissenschaftlich gebildeter" Adrian! Er examinire sie, wie sie ihrer Verbrechen schuldig wurden, er verfolge ihre Bildung, er sehe den Titel des Buches an, welches sie sich von der Güte des

Festungscommandanten ausbaten! Es ist: „Die gegenwärtige Zeit. Von Henrik Steffens.“ Diese Collision muß sich Steffens möglich gedacht haben; denn um sich ihre Verlegenheit zu ersparen, schuf er in dem Romane die Figur Theodors. Dieser Theodor ist Steffens selber. Theodor mischt sich unter Revolutionäre, ißt und trinkt mit ihnen und wird für einen der Ihrigen gehalten. Er spricht gegen Tyrannei und Aberglauben „im feinern, höhern Sinn;“ er hat die Phraseologie der Revolution, ihre Dialektik; kurz Theodor ist mitten in der Revolution drin und erstaunt doch über die Zumuthungen, die ihm nun diese zu machen wagt. Als er sich später bei einflußreichen Leuten über seine Unbesonnenheit anklagt, meint er, und dies mit Steffens voller Zustimmung: die Dummen verstanden meine „zarte Ironie“ nicht! Also zarte Ironie war Alles das, was Steffens früher zur Verwirrung der öffentlichen Meinung geschrie-

den hat; zarte Ironie war seine Schrift über Preßfreiheit; zarte Ironie war seine „gegenwärtige Zeit," die den herrschenden Staat in einem seiner schwierigsten Momente so feindlich zu bedienen wußte; zarte Ironie war die bedenkliche Anschließung an jene Schlesischen Sektirer, welche einer schönen Frucht der religiösen Zeitstimmung, der Union, sich nicht fügen wollten? Nun freilich; dann haben wir uns in den Intentionen des Herrn Steffens sehr geirrt und begreifen den Enthusiasmus, mit welchem sich der reuige Theodor auf das Fach der Polizei und der Spionage wirft.

Ich will mich nicht bei den für einen Professor sehr mangelhaften historischen Kenntnissen aufhalten, die dem Werke zum Grunde liegen. In dieser Rücksicht ist nämlich alles darin aus der Phantasie, nichts aus der Wirklichkeit gezogen. Die großen Revolutionsumtriebe, angewandt auf einen Duodezstaat von einigen Quadratmeilen, sind an und für sich eher lächerlich,

ls erschrecklich. Aber wie spricht Steffens über
Politik; wie spricht er über die französische Re-
volution! Er hat die Glocken läuten hören; wo
sie hängen, wie sie hängen, aus welchem Guß
sie sind; darüber findet man bei ihm keine Aus-
kunft. Doch, abgesehen von diesen kindisch-
mangelhaften Vorstellungen über Thatsachen und
Ereignisse, die auch vielleicht in einer unten noch
zu erwähnenden ästhetischen Oekonomie ihren
Grund haben können; so ist vordem in der Auf-
fassung seines Stoffes und der Durchführung
desselben bei Steffens höchst bemerkungswerth:
der infame Geist einer krebsartig um sich fressen-
den Verdächtigung. Indem Steffens in
seinem Buche alles, selbst die Natur, und Jeden,
selbst die unbedeutendsten Persönlichkeiten, mit
der Revolution in Verbindung bringt; läßt er
das Maaß von Schuld, welches dieser oder jener
an ihr haben könnte, immer ein abscheuliches
Geheimniß sein. Keine neue Person tritt auf,

ohne dem Autor, dem Leser und den edlen jungen Polizeiassessoren, welche die Helden des Romans sind, gleich den Verdacht einzuflößen, sie möchten mit der Revolution unter einer Decke spielen. Der Verfasser ist darin so unbesonnen verfahren, daß er seine Figuren deshalb sogar ohne Abrundung schließen läßt; von Herrn von Theobald z. B. ist deutlich genug gemunkelt worden, daß auch er im Trüben fische und zuletzt vergißt dies der mißtrauische Autor wieder. Die Dichtung ist eine Macht. Sie kann in gewissem Sinn verwirklichen, was sie nur geträumt hat. Steffens benutzt diese Macht auf schreckhafte Weise. Möchte die Menschheit behütet werden, daß dieser unruhige, reizbare, mißtrauische Mann je in Wirklichkeit etwas zu verwalten und zu beobachten bekäme! Seine Phantasie würde die Schatten verlängern, würde die leisesten Umrisse mit schreienden und anklagenden Farben ausmalen, würde in das Harmloseste eine böswillige Absicht legen,

und überhaupt alles das an Andern sehen, was er, seinem revolutionären Ursprunge gemäß, an sich selbst zu ertappen fürchtete. Männer, wie Steffens, sind zierliche Goldfische in einer Glaskugel. Sie drehen und wenden sich, sie ergötzen unser Auge durch ihr Farbenspiel; aber was nützen sie, was sollen sie im Ozean! Steffens ist im Grunde nur das, wogegen er sich so sehr sträubt, nämlich geistreich. Man weiß, daß er gegen die „Aristokratie der Geistreichen" geschrieben hat, daß er nach Wirklichkeit, nach positiver Bewährung trachtet. Allein gerade, was er nicht sein will, das ist er allein, und das, was er gern sein möchte, würde er nur zum Verderb der seiner Botmäßigkeit Untergebnen sein. Jede Organisation, die man ihm überlassen würde, trüge den Stempel seiner exclusiven gemüthlichen Reizbarkeit. Steffens möchte Staatsmann sein und ist nichts, als ein geistreicher Mann. Ein Lob, das Andere beglücken würde, kränkt ihn.

Mit der Hauptfigur des Romans, Adrian, hat Steffens die gesammte gelehrte Welt beleidigt. Einen Demagogen, einen Bösewicht, einen Königsmörder läßt er nicht bloß in dem Gewande, sondern in der That mit dem wissenschaftlichen Apparate eines Gelehrten auftreten. Mit ausdrücklicher Vorliebe bezeichnet er Adrian als einen Gelehrten. Es wundert mich, daß er ihn nicht einen Theologen genannt hat; denn dann würde man doch an Schleiermacher, oder einen Juristen, dann würde man an süddeutsche Rechtslehrer haben denken können. Er macht Adrian zu seinem Collegen, zu einem Professor der Naturwissenschaften, der, so wie er, nur mit andern Absichten und Mitteln in die Politik pfuscht. Wenn Adrian ein Landtags-Deputirter wäre oder er sich bei politischen Adressen an die Spitze stellte, kurz, wenn er nur ein freisinniger Mann wäre, dann läge in seinem Charakter weder etwas Unnatürliches, noch etwas Beleidigendes. Allein

Adrian ist weit mehr. Er ist die Seele aller Revolutionen in Frankreich und Deutschland. Er ist zuletzt eine Art Fieschi. Minerva schaudert vor dieser Entweihung ihres Heiligthums. Ein in den Wissenschaften forschender Mann wird nicht nur Verschwörungen anzetteln, sondern sogar durch einen Mord sie beschließen wollen! Welche Empfehlung — welcher Verrath an den Wissenschaften! Welche erbärmliche Erfindung für Steffens als Mitglied einer berühmten Universität, welche Beleidigung seiner Collegen! Hat Steffens die klärende Wirkung der Wissenschaften in sich so wenig verspürt, daß er, seinen eignen Stand verhöhnend, auftreten kann und zum Mittelpunkt einer gegen die Revolution gerichteten Schrift einen Mann nimmt, der in der Wissenschaft einen Namen hat, und sein Freund, sein College sein könnte? Dies ist diese täppische Indiscretion, die wir oben schon an Steffens rügen mußten, dies Verdächteln,

dies Ketzermachen. Adrian ist eine Verhöhnung des Gelehrtenstandes und der poetischen Licenz. Wenn im dritten Theile Adrians wissenschaftliche Vermittelungs-Stellung zwischen Frankreich und Deutschland mit den grellsten Fingerzeigen geschildert wird; so frägt man sich unwillkührlich: Wer muß das sein? Wen mag der Mann meinen! Und dies soll man niemals in Dichtungen, zumal, wenn man so unbesonnen ist, so deutlich Gezeichnete späterhin als Königsmörder aufzuführen!

Ich will mich bei der Bemerkung nicht aufhalten, daß auch Adrian im Uebrigen höchst verfehlt charakterisirt ist. Adrian ist ein in Sünden aufgewachsener Weltmann (und Gelehrter;) Steffens gibt ihm eine Natur, wie sie etwa Mirabeau gehabt hat; allein die Reflexionen, die er ihn anstellen läßt, sind jedenfalls so sehr auf die Verachtung der Welt begründet, daß ein solcher Charakter höchstens sich, aber nicht Andre morden kann. Ein Graukopf, der sein Lebelang den

Talleyrand gespielt hat, der immer andre ins Feuer schickte, um die Kastanien zu holen, der auf beiden Achseln trug und sich nur aus Verzweiflung für die Revolution entscheidet, soll ein Mörder werden! Ein Greis, ein Weißhaar; sollte man einem Professor, der über Anthropologie geschrieben hat, einen solchen Mißgriff zutrauen! Wann sind Greise als Mörder aufgetreten? Ich will mich bei dieser Einzelheit nicht aufhalten, sondern der Erfindung des Vfs. näher treten und fragen: welchen Werth hat die Historie?

Hätt' ich die voranstehenden Ausstellungen unbewiesen gelassen, so würd' ich, wenn ich diese Frage mit: Keinen beantworte, für parteiisch gehalten werden; allein nur die Wahrheitsliebe ist es, die mich das Geständniß machen läßt, daß diese Novelle von H. Steffens auch langweilig ist. Die Tendenz rächt sich immer an der Poesie. Wenn die Tendenz überwiegt, wird das poetische Interesse erdrückt. Wo nur Absich-

ten zum Vorschein kommen, treten die poetischen Lichter zurück. Ich glaube sogar, daß dieser Roman (warum Steffens nur von einer Novelle spricht!) ohne Plan geschrieben ist. Seine Erfindung ist mühselig zusammengestoppelt; nirgends eine organische Einheit. Interessant sein sollende Figuren enden wie Fragezeichen: Man weiß gar nicht, was mit ihnen geschieht. Unter der Hand scheint Steffens dieser Wald erst gewachsen zu sein; da ist kein Licht, kein Weg, da läuft alles wild durcheinander. Die beiden ersten Bände regen Wunder welche Neugier auf, und nachdem sie mit einer ächt Steffensschen Beschönigung des vorhergegangenen Unsinns mit den Worten geschlossen haben: „Die wunderbare Mährchenwelt ist wieder lebendig geworden" *), soll der dritte Band endlich

*) Mit dieser fabelhaften Formel glauben die Romantiker Tieck und Steffens alle ihre krummen Phantasien vor dem Verstande grade machen zu können.

Aufklärung geben. Man hat gesehen, daß Adrian und der milchhaarige Edward, der Liebling des Vfs., in entsetzlich feindseligem Rapport stehen. Todtschlag ist der stete Gedanke, mit welchem Edward von dem demagogischen Naturforscher Adrian verfolgt wird; wie wird sich dies aufklären? Woher der Haß? Jetzt spinnt uns nun Steffens eine Geschichte aus, die mit seltner Trivialität und Menschenunkenntniß entworfen ist. Statt von den Ursachen des räthselhaften Hasses zu hören, hören wir immer nur vom Haß. Adrian und Louvet hassen sich. Warum denn? Ja, sie hassen sich a priori. Da macht sich's der Dichter freilich sehr leicht. Adrian und Louvet hassen sich schon, da sich beide noch gar nicht gesehen haben! Steffens fühlt diesen Mangel an Psychologie und sucht ihn durch Uebertreibungen zu verhüllen. Er häuft Kraft- auf Kraftworte, um diesen Haß, der sogar der Angelpunkt der ganzen „Revolution" wird, zu motiviren.

Aber Ausdrücke, wie: „gleich einem Tiger lauerte er auf seine Beute;" sind keine Motive. Steffens suchte durch einen mechanischen Druck seinem Gedichte die Geschlossenheit zu geben, welche nur die Folge einer organisch tiefen Anlage ist.

Eine höchst unbedeutende Familienmisère zieht sich durch die revolutionären Bestrebungen des Romans hindurch. Es ist sogar der Fall, daß diese kleinliche Familienintrigue, mit deren Wiedererzählung ich die Geduld der Leser ermüden würde, in der That die Mühlräder der Revolution in Bewegung setzt. Die ganze jacobinische Maschine des Buches treibt eine dumme Geschichte um, die sich zur Revolution grade so verhält, wie eine Mausfalle zur Guillotine. Die Revolution und Riekchen — ein großartiger Gegensatz! Schon deshalb, weil die Fabel ohne Werth ist, kann ihre Moral nur mißglücken. Man bekömmt unter diesen kleinen Pächters- und Förstersbegegnungen keine Einsicht in die

Irrthümer und Verbrechen der Revolution. Wenn Steffens von der Revolution spricht, so ist es grade, als wenn er bei Frankreich nur von Pascal, bei der Republik nur vom Pastor Oberlin etwas zu erzählen weiß.

Ja in diesem Mangel an positiver Erkenntniß der Geschichte überhaupt und seines Stoffes insbesondere mag es auch liegen, wenn das Meiste in diesem Romane sich wie allegorisches Schattenspiel gebehrdet. Die Figuren, die das Ganze tragen sollen, treten durchaus nicht kräftig aus dem Hintergrunde heraus. Ihre Handlungen werden alle reflektirt; sie geschehen nicht vor unsern Augen. Das poetische Unvermögen verband sich hier mit der krankhaften Phantasie, welche die Revolution nach einem Hörensagen schildern will, wie wir ehrlichen Leute uns etwa das Räuberleben ausmalen. Steffens gibt von den Umtrieben der Revolution, ihren Anzettelungen, Spionagen, von ihrem Hin- und Her-

manövriren eine Schilderung, die, wenn sie als Faktum genommen werden soll, lächerlich ist, wenn sie als Poesie gelten soll, ermüdend wird. Wie Adrian eine leere und gehässige Abstraktion ist, so wird auch sein Thun und Treiben wie ein Schattenspiel an der Wand gegaukelt. Da heißt es: Er hielt die Fäden des Ganzen, — spann sie hier, löste sie dort, Boten kommen, Briefe gehen, die Parteien werden in Schach gehalten, Zeitungsblätter verwirren das Publikum, die Ständekammer wird durch ausgesprengte Gerüchte in ihrem Schooß uneins u. s. w. Das ist alles so leer, so windig, so abgezogen! Wozu drei Bände für einen Roman, wenn diese Machinationen nicht körperlich auftreten können und uns in handgreiflicher Wirklichkeit, in dem einzigen Gewande der Poesie, entgegentreten! Ich muß sagen, daß ich bei diesem geheimnißvollen Rennen und Laufen, Manövriren und Gestikuliren das Buch öfters fortgeworfen habe, weil

es den untersten Grad poetischer Befähigung verräth, auf eine so abstrakte Art nur die Themata der Handlung anzugeben und sie nicht selber zu lösen. Wenn Steffens seine Loyalität durch irgend etwas bewiesen hat, so ist es dies, daß er die Revolution aus Unkenntniß darstellte wie ein Puppenspiel.

Fast alle Stimmen, die über diesen Roman verlauteten, kamen darin überein, daß er eine bedeutende Abnahme der poetischen Kräfte des Herrn Steffens verrathe und daß die Revolution unter andern auch seinen Ruhm als Erzähler vom Throne stoße. Dies ist in jeder Beziehung wahr. Sogar im Detail, ganz abgesehen von dem verfehlten Kunstwerke, sogar in den charakteristischen Zügen, die sonst Steffens Romane auszeichneten, tritt uns nichts Ueberraschendes mehr entgegen. Das Verhältniß zwischen Luisen und Roller ist ein Plagiat aus Immermanns unvergleichlich schönern Epigonen. Die Atmo-

sphäre, welche Steffens sonst um kleine pietisti-
sche Kreise zu verbreiten wußte, hat sich verdickt.
Was daran noch Werth hat, fand sich schon in
früheren Produktionen des Verfassers vor. Es
ist eine Litanei, die in jedem seiner Romane wie-
derkehrt. Kleine Exkurse über die Naturwissen-
schaften, über die Wasserpolypen und dergl. müs-
sen dem sentimentalen Naturforscher wohl gelin-
gen. Was hilft aber die Poesie der Steine und
Kräuter, wo die höhere Poesie des Menschen
und der Geschichte verfehlt ist! Der Styl zu-
letzt ist weniger präcis, als sonst. S. 89. des
ersten Theils ist sogar eine einzige neugierige
Frage anderthalb Seiten lang ausgesponnen! Das
gewaltsame Rudern des Herrn Steffens, um in
gewisse ihm liebe Phrasen zu kommen, verräth
eine Armuth an Ideen, die Niemanden auffal-
len kann, der den Kreis kennt, in welchem Stef-
fens seit seiner Breslauer Abdankung sich einzig
und allein zu bewegen pflegt.

Ich könnte hier aufhören, da ich genug gesagt habe, um diese mit so vielem Lärm ausposaunte und seit mehreren Jahren schon immer als der Tröster, der da kommen soll, prophezeite „Revolution" zu charakterisiren. Allein selbst auf Gefahr hin, daß Jemand, der das Buch nicht gelesen hat, mein strenges Urtheil nun erst recht für parteiisch halten könnte, fühl' ich mich gedrungen, diese Anzeige mit einer Betrachtung zu schließen, die persönlicher Art ist. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß Steffens in seiner leidenschaftlichen Verdächtigung alles dessen, was sich nur irgend als Zeitgeist in unsern Tagen zu erkennen gibt, auch auf die deutsche Literatur und diejenigen Schriftsteller kommen würde, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn auch keine neue Literatur, doch die Geschichte der alten schreiben werden. Steffens bezeichnet das junge Deutschland an mehren Stellen seines Buches als eine Genossenschaft, die, politisch ge-

nommen, eben so gefährlich wie literarisch geschmacklos wäre. Den letzten Vorwurf wollen wir kürzer, den ersten ausführlicher beleuchten.

Daß der jüngere literarische Nachwuchs Talent hat, gibt Steffens zu. Er meint aber, die Milch wäre hier sauer und zu Käse geworden. Steffens fügt noch den Knoblauch hinzu, um die von ihm verachtete Tendenz in den Geruch zu bringen, den sie für seine Nase hat. Ich will gegen diese Bilder keine Gegenbilder ausspielen. Ich will mich einfach an die Sache halten. Die Sache ist aber die, daß Steffens in einen Fehler verfällt, den Viele seiner Stellung mit ihm gemein haben. Er hat Recht, wenn er seine Vergangenheit für bedeutend hält, wenn er mit Stolz daran denkt, daß er Goethe gekannt hat, daß er mit Schleiermacher 1806 in Halle Professor war, daß er seine Bildung anders gewonnen hat, als sie jetzt gewonnen wird. Man sagt wohl, daß wir, ehe wir sterben, unser Taufwas-

ser ausschwitzen. Steffens verfällt mit Tieck in dieselbe Melancholie, daß sie ausrufen: „Wir waren die Genossen großer Männer, wir sind die nächsten Erben ihres Ruhmes, wir sollen nun einen Nachwuchs haben, der nicht so an uns anknüpfen will, wie wir an Goethe und die Alten angeknüpft haben! Aus diesem unbehaglichen Gefühl entnimmt Tieck seine Almanache, Steffens seine „Revolutionen!" Würden wir in Tieck und Steffens etwas Befruchtendes vorzufinden uns überreden und ihnen irgend einen Ton entnehmen können, dessen Echo nicht schon in ihnen selbst verhallt wäre, würden wir sie zu Mustern unsrer Schreibweise wählen und so unbedingt uns ihnen hingeben, wie Johann Minckwitz dem Grafen Platen: so würden wir nicht nur Talent haben; sondern unsre Milch würde auch nicht Käse geworden sein und die Poesieen eines Heine würden nicht nach Knoblauch riechen. Daß sich die jüngere Literatur nicht zutraut, auf

eignen Füßen etwas zu improvisiren, beweist ihre Hingebung an Goethe, beweist ihr Versuch, der Hegelschen Philosophie Methode und Consequenz zu entlehnen, beweist ihre Opposition gegen die abscheulichen Versuche des Wolfgang Menzel, eine Bildsäule im Walhalla unseres Ruhms nach der andern zu zertrümmern. Nur an Tieck und Steffens knüpft sich nichts an. Das kann somit nur beweisen, daß beide selbst nur in sich und für sich Werth haben, daß sie Personen und Dilettanten sind, keine Thatsachen und keine Meister.

Daß die jüngere Literatur noch nichts Tüchtiges geschaffen hat, glaub' ich herzlich gern; denn Niemand kann unzufriedner mit seinen Produktionen sein, als ich, der ich auch nie geneigt war, Corps zu machen und an Freunden zu loben, was mir nicht gefiel. Aber daß erstens diese fragliche Literatur den Beruf hat, künftige schönre Entwickelungen vorzubereiten, daß sie die

unumgänglichen, durch Preßbeschränkungen und dergleichen gar nicht mehr zu schleifenden Uebergangsdardanellen aus dem schwarzen in das Marmormeer sind; zweitens, daß sie weit Gediegeneres schon geleistet haben, als die Schriftsteller der Restaurationsperiode, daß sie wenigstens mehr, als die Kromlitz, Müllner, Houwald, ja selbst mehr als die Michael Beer, Schenk, L. Robert u. s. w. ahnen ließen, was eine sich wieder mit dem Gedanken vermählende und durch persönlichen Reiz erfrischte Literatur ist — wer wollte so unverbesserlich stabil sein, daß er dies läugnete! Wenn einmal nicht anzunehmen ist, daß sich die deutsche Literatur nur noch als Lyrik aussprechen solle, daß also die Namen, welche wir in unserm Musenalmanach jährlich finden, die Rückert, Uhland, Pfizer, Lenau u. s. w. allein die Tradition fortpflanzen; wenn Roman, Kritik und die Mischgattungen noch einen höhern Beruf haben, als das lyrische Gedicht; dann wird man die Frak-

tion, welche wir oben bezeichneten, nicht für ephemer halten. Das thaten auch weder Staatsmänner, wie z. B. Gentz, noch Gelehrte, wie erst kürzlich Herr Hase in Jena, noch feine Geschmacksrichter, die mehr dem Publikum, als der Schriftstellerwelt angehören, wie Herr Varnhagen von Ense. Nur die HH. Tieck und Steffens glauben versichern zu können, wem die Pförtnerinnen des Parnasses das Thor öffnen werden.

Inzwischen mag Steffens ästhetischer Widerwille auf sich beruhen! Ein Andres ist es mit dem Vorwurf der Demagogie, welchen er mir und meinen Freunden macht, mit dieser erbärmlichen Rolle, die er den „sich später zum jungen Deutschland wendenden" Journalisten Wolf spielen und mit den unsinnigen Theorien, die er von diesem Narren in extenso vortragen läßt. Wüßte Steffens die schwierigen Verhältnisse, welche uns hindern, seine Anklagen aufzunehmen und sie

ausführlich zu widerlegen, so würde er sie hoffentlich nicht gemacht haben. Oder vielleicht berücksichtigt er nicht einmal die Personen, sondern nur die Dinge, die ihm so gefährlich erscheinen, die Theorien, zu deren Apostel er seinen Journalisten Wolf macht. Denn die demagogische Rolle, die dieser Narr spielt, wird ihm doch, da er sie erfunden hat, nicht so wichtig erscheinen, daß er darauf eine Anklage stützt? Daß wir Demagogen gewesen sein sollen, Mitglieder geheimer Gesellschaften, Verbündete der Flüchtlinge in der Schweiz, welche den Tyrannenmord an ihren eigenen unglücklichen Genossen einstudirten; dieser Verbrechen konnte Steffens seiner Erfindungen wegen nicht entrathen. Wär' ich ein freier Mann, so würd' ich über diese boshaften und dummen Verläumdungen lachen; da ich aber alle Ursache habe, mich von dem Verdacht der Illoyalität zu befreien, so nenn' ich Steffens Verfahren einen unwürdigen Mißbrauch der dichterischen

Freiheit. Der Däne Hamlet mochte guten Grund haben, durch ein Schauspiel seinen Stiefvater zu entlarven. Der Däne Steffens jedoch spielt mit seinem Puppenspiel die umgekehrte Rolle. Er ist es, der dem Schlafe naht und ihm Gift in's Ohr träufelt.

Den politischen Ursprung der jungen Literatur läugn' ich nicht; aber so wenig wir in Deutschland ein solches Treiben erlebt haben, als Steffens es in seiner „Revolution" schildert, so wenig hat sich auch jene Literatur faktische Excesse zu Schulden kommen lassen. Kein besonnener Staatsmann (und an Staatsmänner denk' ich hier stark, da Steffens Schriften in ihrer Sphäre verbreitet sind), kein Staatsmann, der sich erinnert, wie ihn die Periode von 1806—13 aufregte, wird sich darüber wundern, daß das Jahr 1830 die gleiche Wirkung auf die jungen Köpfe hatte. Die Zahl der politischen Verbrecher aus jener Periode ist so außerordentlich groß, daß man sie nur noch

im Masse strafen kann, und (allerdings auf dem Gnadenwege) das Strafmaaß für sie fast auf ein Viertel herabgesetzt hat. Denn es springt in die Augen, daß die Ereignisse des Jahres 1830 den coursirenden Ideen über Politik und Staatsverfassung einen neuen Impuls geben mußten, der so heftig war, daß man wohl sagen kann, er wirkte allgemein. Die Staatsweisheit sieht hier auch weit weniger eine Veranlassung, nur und immer nur zu strafen, als eine zu belehren, zu erziehen, auszugleichen. Aus jenem Tumulte der im Jahre 1830 aufgeregten Leidenschaften die Gemüther wieder zurückzuführen, sie zu besonnenen Ueberzeugungen zu bringen, und, wenn sie im Widerspruche verharren, ihnen mit Nachdruck die Andeutung zu geben, daß die untrugbaren, für Politik und Geschichte gewonnenen Resultate jenes Jahres sich nur in Uebereinstimmung mit den öffentlichen Thatsachen, für welche die Regierungen einzustehen haben, entwickeln

dürfen: dies ist unter heutigen Verhältnissen Staatsweisheit. Und in Betreff der Literatur, wird die Nachsicht noch gerechter sein müssen. Wer könnte sie so wenig kennen, daß er nicht zugäbe, überall, auf allen ihren Wegen lagen Gruben, in welche man bei der Nacht stürzen mußte. Die Literatur war durch die ausgedehnte Wirksamkeit des Wolfgang Menzel von der Achtung vor der Vergangenheit entbunden; der junge Nachwuchs ging hier in die schlechteste Schule, indem er sich ein arrogantes Urtheil über die frühere Literaturperiode angewöhnte und dies durch Kategorien zu beweisen suchte, die alle einer versteckten, ehemals burschenschaftlichen Richtung entnommen waren. Zu dieser gefährlichen Unterweisung kam der Mangel an bedeutenden Vorbildern. Die Vergangenheit war theils zertrümmert, theils zu weit entrückt; die Gegenwart bot keinen Ersatz. Steffens war ein literarischer Dilettant, Tieck hatte sich aller Anknüpfungen

die man an ihn machen konnte, ausgenommen in Shakespearesachen, entledigt. Die Verwirrung auf dem religiösen Gebiete war durch den theologischen Partheienkampf hoch genug gestiegen. Der Journalismus war einestheils durch Müllner zu einer Frechheit in Persönlichkeiten gelangt, die, da die Nachahmer nur überbieten konnten, gar keine Rücksicht mehr nahm und anderntheils war er so heruntergekommen, daß er sich nur in den gewöhnlichsten Sphären umtrieb und, wenn junge Kräfte sich ihm anschlossen, Niemanden den Gedanken einflößte, daß diese Zeitschriften von oben her berücksichtigt würden. Aus allen diesen Elementen mischte sich ein Stoff zusammen, den die Ereignisse des Jahres 1830 entzünden mußten. Es gibt kein Publikum — von dieser Voraussetzung aus schrieben die jungen Dichter und Kritiker, ohne an ihre Leser zu denken. Das, was hieraus und aus dem Früheren folgte, ist bekannt genug. Stef-

fens hat den Erfolg gut schildern. Den Anfang, an dem er selbst nicht wenig Schuld trägt, hat er verschwiegen.

Es ist aber jedem Einsichtsvollen zunächst deutlich, daß „die junge Literatur" das Gebiet der Politik verlassen wollte. Steffens meint, sie hätt' es aus Besorgniß gethan, das Ding möchte gefährlich werden. Mag sie Gründe gehabt haben, welche sie will; sie ist einmal aus einem Gebiet heraus, in welchem sie sich niemals so genommen hat, wie es Steffens entzündliche Phantasie sich einredet. Steffens sagt, sie hätte die Politik aufgegeben. Und was sollte sie auch ferner mit der Politik? Wer ein politisches Atlantis im Kopfe trägt, muß so vernünftig sein, einzusehen, daß es aus Nichts nicht geschaffen werden kann. Wer ein Freund constitutioneller Staatsformen ist und sie als Mittel zu andern Planen benutzen will, sieht an Süddeutschland, wie wenig sie fruchten. Wer sie da einführen

möchte, wo sie noch fehlen, sieht an Hannover, wie lang es währt, bis Formen Wurzeln schlagen, und muß sich daher überzeugen, daß dergleichen Einrichtungen nur die Folge eines wechselseitigen Verständnisses und eines sich in der Regierung selbst erzeugenden Entschlusses sein können. Frankreich faßt unter dem Namen Louis Philipps allmählig all die Ostentation zusammen, die ihm früher Napoleon repräsentiren mußte. Englands Parteienkampf ist so alt, wie das Haus Hannover, das es beherrscht, und von Spanien's Kämpfen kann man wohl sagen: **peccatur intra et extra.** Also wie sollte die einzige deutsche Literatur, im Widerspruche mit der französischen und englischen Literatur, welcher nachzuahmen man sie ja grade beschuldigt, sich mit dem Brüten über politische Theorien die Lust des Daseins verkümmern und sich durch eine ganz unzweckmäßige Opposition gegen die öffentliche Ordnung um die Möglichkeit bringen wollen, im

Tempel der Literatur ihr friedliches Freimaurerwerk zu treiben und sich durch poetische Erfindungen, mögen sie auch noch so schwankend und fehlerhaft sein, mögen sie selbst Gemüther, die nach Trost und Beruhigung ringen, und Unklarheit verrathen, in Verbindung mit dem Publikum zu erhalten! Was die jüngere Literatur in rein ästhetischer Hinsicht bezweckt hat, übersieht Steffens; für ihre Verbindung mit Goethe und Hegel, wenigstens bei Einigen, hat er kein Auge. Genug, er hat dies zugegeben, daß die gefährliche Tendenz ihr Politisiren aufgegeben hat, und sagt dies mit so vielem Rechte, daß mir selbst das Beginnen eines jungen Schriftstellers, des Dr. J. Jacoby, der sich von dem Jacobinismus plötzlich auf die Theorien des Herrn von Haller geworfen hat, darum so mißlich erscheint, weil auch hier wieder die politische Ansicht nicht die Folge einer wissenschaftlichen Ueberzeugung, sondern einer Gemüthsstimmung ist. Hat man für

die Politik nur Gefühle, so ist man weder vor Irrthümern noch vor den Extremen sicher. Man thut weit besser, diesem Gebiete zu entsagen und sich mit Unkenntniß, die auch Herr Jacoby im höchsten Grade besitzt, zu bescheiden.

Es wundert mich, daß Steffens, der doch ein so frommer Lutheraner (kein Evangelischer) geworden ist, nicht das Christenthum erwähnt, um welches sich die bezeichnete Literatur bisher nur das Verdienst erworben haben soll, daß man es gegen sie vertheidigen mußte, ja bei einigen sogar offenbar mit Gewalt in Schutz nehmen. Warum denn bei Steffens der Jammer um Tieck und die nicht anerkannten frühern Heroen; warum kein ernstes, heiliges Wort über das Christenthum! Steffens hat überhaupt nicht gewußt, wie er das Christenthum mit der Revolution in Verbindung bringen sollte, was mich deßhalb Wunder nimmt, da hier der Anklagen und Verketzerungen doch genug erzielt werden konnten.

Der Grund ist vielleicht dieser: Steffens weiß vom Christenthum nichts Andres zu schätzen, als daß es die Menschen zum Separatismus treibe. Wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, von den beseligenden Folgen des christlichen Glaubens zu sprechen, von der Heiligung und Versöhnung der Gemüther, von der trostreichen Hinweisung auf ein Jenseits, wo alle Widersprüche gelöst sein werden, so benutzt er diese niemals, sondern setzt sein ganzes Christenthum in die Formalität, in „die kleine stille Gemeinde," setzt es lediglich nur in die Absonderung, in jenen Protestantismus, der in der That nie zufrieden ist, sondern immer protestirt, immer etwas Apartes für sich sein will. Steffens verräth damit einen seltsamen Zug seines literarischen Charakters. Er ist zum Stabilen nicht geboren. Er erschrickt vor jeder Zumuthung, die man ihm macht. Er will immer den Rücken frei haben und etwas Andres sein, als wofür man das

Recht hat, nach frühern Aeußerungen ihn zu halten. Sind solche Charaktere geeignet, so schwere und bedeutungsvolle Anschuldigungen auszusprechen, wie sie in dem Buche vorliegen? Daß derjenige, welcher selbst auf keinen festen Füßen steht, keinen Beruf hat, Andern ihr Wanken vorzuwerfen, drückt er genugsam in seinem Stillschweigen über das Christenthum aus. Wahrlich, wenn man mir und den Uebrigen vorwirft, wir tasteten das Allerheiligste an; dann möcht' ich doch fragen, worin nun wohl die Religiosität eines Steffens besteht? Er hat sich bekanntlich eine Theorie von der Persönlichkeit ausgebildet, auf die er die christlichen Dogmen, d. h. nicht alle, sondern die ihm grade gefallen, anzwingt. Er hat sich zum Partisanen der Schlesischen Sektirer gemacht, weil seiner Poetasterei dies Conventikelwesen, seiner angebornen revolutionären Unstätigkeit diese oppositive Stellung, mit der zufällig diesmal keine Gefahr verbunden

ist, zusagt. Da läßt sich durch Aeußerliches, rein Formelles bald der Geruch der Heiligkeit ausdünsten! Wer weiß, ob Steffens über die Frage antworten kann, die wenigstens mich aus tiefstem Herzensbedürfniß beschäftigt: Wie ist es möglich, die Religion des Heilands mit seiner Geschichte, unsern Verstand, unsre Wissenschaft mit seinem eine Welt erlösenden Leiden und Sterben, mit dem dogmatischen Inhalt dieses Glaubens zu verbinden? Wie geben wir dem Christenthume noch jenen neuen Glanz, daß es sich auch auf dem Standpunkte unsrer heutigen Bildung und Bedürfnisse nicht nur immer noch als jene ewige Wahrheit, die allen Zweifeln Muth, allen Schmerzen Linderung bietet, sondern auch als Inhalt und lebendige Anregung aller spekulativen Forschung bewährt? Wie gleich' ich meine christliche Erziehung, meine rührende Empfindung, wenn ich in der Sonntagsfrühe eine Kirche innerlich durch Gesang lebendig werden sehe, mit

den dem Christenthume so abgewandten Traditionen der Bücherwelt und der Geschichte des vorigen Jahrhunderts aus? Endlich mit einem Worte: Wie kömmt es, daß ich den Ruf eines antichristlichen Autors habe, ihn auch in dem Sinne, daß ich gegen das theologische Parteienwesen mit naturalistischer Rücksichtslosigkeit schrieb, verdiene, und doch gegen Jedermann das Christenthum zu vertheidigen mich gedrungen fühle, wo ich den Beruf, über eine so tiefsinnig ausgebildete Lehre abzuurtheilen, nicht voraussetzen kann? Ich kenne einen Juden, der den Muth hat, seinen bloß von Emanzipationsgedanken und deistischen Abstraktionen beseelten Glaubensgenossen gegenüber Christus und sogar die Dreieinigkeit zu vertheidigen, ohne daß er wagt, sich taufen zu lassen. Er ist durch Hegel zu dieser wunderlichen Stellung gekommen, und ich frage Steffens, ob er im Stande ist, diese interessante Erscheinung unsrer Zeit zu erklären? Nein, er

ist es nicht. Denn wär' er es, so würd' er in seiner Revolution nicht das plumpste und schändlichste Demagogenthum geschildert haben, sondern diese tiefbegründeten Uebergänge aus der negativen Richtung des Zeitgeistes in die positiven, diesen geheimnißvollen Zusammenhang, den ich nur als merkwürdiges Symptom, nicht als ein dauerndes Resultat anführen will; denn Abgeschlossenes soll damit nicht bezeichnet sein, sondern nur ein Merkmal, ein Zeichen, das sich zum Guten nur und zur Beruhigung aller der Empfindungen, welche durch heftiges Regieren früher verletzt sein konnten, erfüllen wird.

Steffens erwähnt die Religion nicht, wohl aber die Sitte. Er stellt ein confuses System von St. Simonismus auf, um dem „jungen Deutschland" einen fettigen Spiegel vorzuhalten. Das Unsinnigste, was über Emanzipation u. dgl. vom Vater Enfantin nur debütirt ist, wird den vermeintlichen Jüngern desselben zugerechnet.

Ich will hier an Goethe erinnern. Falk erzählt von ihm, daß er einen Sack im Zimmer hatte, in welchen er alles hineinwarf, was ihm an satanischen Gedanken je zuweilen in die Queere kam. Diesen Sack wollte er nicht früher öffnen, bis er an den zweiten Theil des Faust ging. Die darin aufgehäuften Materialien sollten ihm zur Charakteristik des Mephistopheles dienen. Jeder geistig starke Denker hat einen solchen satanischen Sack, in welchen er tolle Ideen, die ihm wohl zuweilen aufstoßen, hineinwirft. Nun hab' ich bisher immer gefunden, daß alle die, welche gegen die sogenannte junge Literatur etwas Handgreifliches sagen wollten, nichts thaten, als ihren Satansbeutel umkehrten und dessen Inhalt frischweg über uns ausschütteten. Dadurch mußte man selbst für jeden dummen Einfall der Herren verantwortlich werden; wir mußten das gedacht haben, was Jene zu denken sich schämten. So weiß auch Steffens viel von der Emanzipation

des Fleisches zu erzählen und kümmert sich wenig darum, daß die vermeintlichen Apostel derselben sich längst die schändlichen Ideen, die derselben zu Grunde liegen sollen, verbeten haben. Ueber den Unsinn der Frauenemanzipation verweis' ich z. B. auf meinen Versuch Zur Philosophie der Geschichte S. 148.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß Mundt, Laube und ich mehr, als sie, Schuld tragen, wenn man uns eine Zeitlang daran erinnerte, wir vergäßen die Schranken des Herkommens, die „ungeschmiedeten Fesseln" der Sitte, wie Euripides sagt. Ich namentlich kann mich darüber am wenigsten beklagen, weil man mir meine Vorrede zu den Schleiermacher'schen Briefen und eine Romanenscene vorwerfen kann. Von der letzteren hab' ich längst gesagt, daß es mir gleichgültig geworden ist, ob man sie für poetisch oder für abgeschmackt hält; von der ersteren bedenke

man, daß sie aus dem Uebermuthe geflossen ist, ein Buch, welches der Vergangenheit entrissen werden sollte, wieder mitten in die ganz veränderte Debatte unsrer Tage zu werfen. Ich wollte gleichsam sagen: Was tobt ihr über die Haltlosigkeit, Unzuverlässigkeit und das unreelle Idealisiren unserer Tage? Hier blickt auf die Zeiten zurück, wo ein Beamter am Bundestage, Herr von Schlegel, die Lucinde und ein Mann wie Schleiermacher einen Commentar darüber schrieb! Meine übrigens rechtlich vermittelte Herausgabe des letzteren war Schadenfreude; ich gestehe es. Aus dieser Schadenfreude ist aber auch alles herzuleiten, was sonst an dem Buche ein Aergerniß war. Ich wollte ärgern, habe dafür genug gelitten, leide noch; aber durch nichts heftiger, als wenn nun den wilden Hypothesen jener Vorrede ein Glaube untergeschoben wird, den ich niemals daran gehabt habe, oder gar, wie bei Steffens, ein solches System, für

das sich auch die übrigen Betheiligten ergebenst bedanken werden.

Um endlich zum Schlusse und zu einem Resultate zu kommen, so mag es in Folgendem ausgesprochen sein:

Steffens Revolution ist ein Zerrbild, das weder ästhetische noch historische Wahrheit hat. Die Revolution ist da, sie ist als ein Verbrechen da; aber sie konnte tiefer, erschöpfender und warnender entwickelt werden. Für diejenigen, welche nicht an der Revolution des Herrn Steffens betheiligt sind, ist sie kein Trauerspiel, sondern eine belustigende Komödie, für die, welche sie angehen soll, ist sie eine Verläumdung und ein schlechter Streich. Ich will Steffens mein aufrichtiges Geständniß machen! Wir waren für politische Träume eingenommen; wir sahen aber ein, daß mit Schmetterlingsflügeln, ja selbst mit Adlersittigen die Maschine des Bestehenden nicht fortzubringen ist. Wir gaben diese Grillen

um so mehr auf, als der bloß rationelle Liberalismus weder unsrer Phantasie, noch unsrer spekulativen Bildung zusagt. Wir beschränken uns auf die ausschließlich literarischen Interessen. Wir opponiren gegen solche planlose und höchst wahrscheinlich interessirte Verketzerer des Zeitgeistes, wie die HH. Tieck und Steffens sind. Wir sind aber über die Richtigkeit dieser Prätensionen schon so im Reinen, daß wir überall der Kritik entsagen und nach Produktionen bei uns und Andern trachten. Wir erwarten sehnlichst von den Regierungen, daß sie unsre Bücher wieder nur einer Censur unterwerfen, die wie früher an allen Orten gehandhabt werde, wo der Verleger wohnt oder sie gedruckt werden. Wir wünschten, die Theater stünden den jungen Kräften frei, um sich auf ihnen in objektiven Gebilden zu üben. Wir wünschten, die Einigung zu Zeitschriften, die Steffens, als Herausgeber eines zwanglosen Journals, ja auch für wichtig hält,

würde eher befördert als gehindert. Ja, und wenn wir nichts weiter wollen, als Freiheit für uns, nicht einmal Gunst, nicht einmal Fürsten, die wie Karl August von Weimar denken; so bleibt nur noch Eines übrig, was allerdings noch hindern könnte, uns so für desinfizirt anzusehen, wie es Theodor Hell, Kriegsrath Müchler, Hofrath Raupach sind. Dies ist allerdings eine gewisse doktrinäre Richtung, die aus der Poesie gern in die Geschichte, aus dieser in die Religion, aus der Religion in die Philosophie springt; aber dies ist gerade jenes Gebrechen, an welchem Steffens einzig und allein die Schuld trägt. Ihm verdanken wir es, daß wir über Mineralogie sprechen und in die Mystik gerathen, daß wir die Flötzgebirge ersteigen und auf jedem Ruhepunkt uns von Politik, von Nixenmährchen und Allem durcheinander unterhalten. Ihm verdanken wir die Unbehaglichkeit an dem Positiven, die Entfremdung gegen die Staatsräson, ihm

diese Trennung unsrer Ideen von dem in der Wirklichkeit gegebenen Stoffe. Er brachte die Polemik gegen das Zeitalter als solches auf, er schrieb, ich sage nicht, gegen die Censur; nein! gegen die stehenden Heere, gegen die administrative Verwaltungsform der Zeit, gegen die Grundlagen, auf welche der moderne Staat gebaut ist. Er hat uns gelehrt, über die Gegenwart zu grübeln, nicht mehr ideell in ihr zu leben und von dem Faktischen zu abstrahiren. Er hat dies praktische Ungeschick der neuern Literatur am meisten verschuldet. Er hat uns gelehrt, über die Religion zu sprechen, ohne Theolog zu sein, über das Recht, ohne Advokat, über die Politik, ohne Staatsmann, über den Krieg, ohne General, über die Medizin zu sprechen, ohne Arzt zu sein. Wenn es einen Encyklopädismus gibt, der sich für Alles vorgebildet genug hält, um in Allem mitzumachen; so gab Steffens dafür den Ton an, und das Gewissen ist es, das

ihn bestimmt, die zu verdammen, die, wenn sie verdorben sind, es durch ihn wurden. Wenn wir uns von etwas zu befreien haben, so ist es von ihm. Wenn wir etwas auf die Haut werfen müssen, so ist es *seine* Ansteckung.

Ich habe mich hier nur *polemisch* ausgesprochen. Wenn die Fluth der Anschuldigungen zu hoch steigt, wer möchte, was ihm das Theuerste ist, die Ehre und den guten Namen, nicht zuerst in Sicherheit bringen? Ich bin aus meinem untern Stocke aufgescheucht und mußte in die Rauch- und Anschwärzungskammer fliehen, wo man sich wohl in Acht nimmt, nicht zuviel Ruß auf die Kleider zu bekommen. Nun sich diese Wasser verzogen haben, möge man mir gestatten, auf meinen eignen Standpunkt wieder zurückzukehren und von diesem aus die friedliche, Angeberei verschmähende und Grund mit Gegengrund austauschende Verständigung fortzusetzen! Auch ohne genöthigt zu sein, gegen angeschuldigte

gefährliche Verbrechen und vor allen Dingen den Vorwurf des Unsinns mich hinter die Schanze der Klugheit zu legen, hoff' ich auf ein zufriedenstellendes Ergebniß. Wendet gegen uns ein, was ihr wollt, nur zwingt uns nicht, uns gegen den Vorwurf einer ebenso lächerlichen, wie trivialen Weltverbesserung zu vertheidigen. Wir suchen den freien Mann — nicht das freie Weib, — wir suchen die Wiedereinsetzung des Geistes — nicht die Wiedereinsetzung des Fleisches; — wir suchen Gott — nicht weil wir ihn verloren haben — sondern weil in ihm nur der wahrhaft selig ist, der ihn selber gefunden hat!

Grimma, gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei.



